THEOLOGISCHES

Begründet von Wilhelm Schamoni · Herausgegeben von Johannes Bökmann
Beilage der »Offerten-Zeitung für die katholische Geistlichkeit Deutschlands«

Nr. 144 **APRIL 1982**

PAPST JOHANNES PAUL II.

Das Priestertum: Sorge um das Heil

Aus dem Gründonnerstagsbrief an die Priester

Die Zitate sind wiedergegeben nach der Herderschen Ausgabe „Dienst an der größeren Liebe" 1979.

Meine Gedanken und mein Herz sind auf euch gerichtet, die ihr aufgrund einer besonderen Gnade mit einzigartiger Hingabe an unseren Erlöser bei den vielfältigen Aufgaben des priesterlichen und seelsorglichen Dienstes „die Last des ganzen Tages und die Hitze" (Mt 20, 12) ertragt. Ihr alle seid mir nahe seit dem Augenblick, da Christus mich auf diese Kathedra berufen hat, wo einst der hl. Petrus mit seinem Leben und seinem Tod bis zum Ende auf die Frage antworten mußte: „Liebst du mich? Liebst du mich mehr, als diese mich lieben ?" (Joh 21, 15–17)(S. 17).

Es sind Worte, die mir die Liebe zur Kirche eingegeben hat, die bei aller menschlichen Schwäche ihre Sendung für die Welt nur dann erfüllen kann, wenn sie Christus die Treue hält. Ich weiß, daß ich mich hierbei an Menschen wende, denen es nur die Liebe zu Christus in einer besonderen Berufung möglich gemacht hat, sich in den Dienst der Kirche zu stellen und in der Kirche sich der wichtigsten Frage des Menschen anzunehmen und sie, vor allem jene, die sein ewiges Heil betreffen, zu beantworten. (S. 20).

*

Obgleich die Sorge um das Heil der Mitmenschen die Aufgabe eines jeden Mitgliedes der großen Gemeinschaft des Gottesvolkes, also auch aller unserer Brüder und Schwestern aus dem Laienstand, ist und sein muß, wie es das II. Vatikanische Konzil so ausführlich dargelegt hat (Lumen gentium, II), erwartet man dennoch von euch Priestern eine weit größere Sorge und einen noch entschlosseneren Einsatz, der über den eines jeden Laien hinausgeht; und dies deswegen, weil eure Teilnahme am Priestertum Jesu Christi sich von ihrer Teilnahme „dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach" unterscheidet (Lumen gentium, X).

Das Priestertum Jesu Christi ist in der Tat die erste Quelle und der Ausdruck einer unaufhörlichen und immer tätigen Sorge um unser Heil, und eben deshalb dürfen wir ihn als den Guten Hirten betrachten. Beziehen sich seine Worte: „Der gute Hirt gibt sein Leben für die Schafe" (Joh 10, 11) etwa nicht auf das Kreuzesopfer, den endgültigen Vollzug des Priestertums Christi? Sagen sie uns nicht, daß unsere Berufung eine einzigartige Sorge um das Heil unserer Nächsten ist? Daß diese Sorge den eigentlichen Seinsgrund unseres priesterlichen Lebens ausmacht? Daß gerade sie ihm Sinn gibt und daß wir nur durch sie die volle Bedeutung unseres eigenen Lebens erfahren können. (S. 27 f.)

*

Es ist unsere Aufgabe, *der Wahrheit und Gerechtigkeit* innerhalb der zeitlichen Existenz des Menschen zu dienen, aber *immer im Hinblick auf das ewige Heil.* Das Heil übertrifft nämlich

INHALT Seite

PAPST JOHANNES PAUL II.
Das Priestertum: Sorge um das Heil 4549
RUDOLF MICHAEL SCHMITZ
Eine konstruktive Alternative 4551
Wertschätzung, Anerkennung und Bewunderung für Wilhelm Schamoni 4553
DR. THEOL. h. c. THEOBALD BEER
Was ist das Reformatorische? 4553
PROF. DR. MAX THÜRKAUF
Christus und die Naturwissenschaft 4560
WILHELM SCHAMONI
Die Erfahrungen von Kirchenlehrern und das vollkommene Wissen Christi 4562
P. DR. KARL WITTKEMPER MSC
Zur heutigen Theologie der Herz-Jesu-Verehrung ... 4569
PROF. DR. WOLFGANG KUHN
„Darwin hat die Welt verdummt" 4574
PROF. DR. JOHANNES BÖKMANN
Befreiung vom objektiv Guten? 4580
PRÄLAT PROF. DR. JOSEF GEORG ZIEGLER
Stellungnahme zu einer Stellungnahme 4583
PROF. P. DR. ANSELM GÜNTHÖR OSB
Nicht überzeugend 4586
PROF. DR. JOHANNES STÖHR
Die wesentliche Lehre der Kirche: verläßlich und praxisnah 4589
P. DR. RHABAN HAACKE OSB
Ein zeitgeschichtlich wertvoller Kommentar zur Bischofssynode 4591
OXANA ANTIĆ
Die Wiedergeburt des Glaubens an Gott in der Sowjetunion 4593
WILHELM SCHAMONI
Sel. Leopold von Castelnuovo 4596

alles: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat ..., das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben" (1 Kor 2, 9). Die Menschen, unsere Brüder im Glauben und auch die Nichtglaubenden, erwarten von uns, daß wir ihnen immer diese Perspektive aufzuzeigen vermögen. Die Priester in kontemplativen Orden mögen bedenken, daß ihr priesterlicher Dienst auch in dieser Form in besonderer Weise der großen Sorge des Guten Hirten zugeordnet ist, nämlich seiner Sorge um das Heil eines jeden Menschen (S. 33).

Der gute Hirte ist darum besorgt, daß die Menschen „das Leben haben und es in Fülle haben" (Joh 10, 10), damit niemand von ihnen verlorengeht, sondern das ewige Leben hat (vgl. Joh 17, 12). Bemühen wir uns also darum, daß unsere Herzen von dieser Hirtensorge tief durchdrungen sind: suchen wir sie zu leben (S. 34).

Wenn uns die Pflicht auferlegt ist, anderen bei ihrer Bekehrung zu helfen, so sollen auch wir dasselbe täglich in unserem eigenen Leben tun. Uns bekehren bedeutet, die Gnade der Berufung neu in uns zu erwecken, die unermeßliche Güte und die unendliche Liebe Christi zu betrachten, der sich jedem einzelnen von uns zugewandt, uns beim Namen gerufen und gesagt hat: „Folge mir nach!" Uns bekehren bedeutet, jederzeit Rechenschaft abzulegen über unseren Dienst, unseren Seeleneifer und unsere Treue, und das vor dem Herrn unseres Herzens, denn wir sind, „Diener Christi und Verwalter göttlicher Geheimnisse" (1 Kor 4, 1). Uns bekehren bedeutet, uns Rechenschaft zu geben auch über unsere Nachlässigkeiten und Sünden, über unsere Kleingläubigkeit und den Mangel an Glauben und Hoffnung wie unser allzu menschliches Denken, während wir doch von Gott her denken sollten (S. 43).

Wir müssen uns täglich bekehren, täglich aufs neue die von Christus im Weihesakrament empfangene Gnadengabe entdecken, indem wir uns die Wichtigkeit der Heilssendung der Kirche klar vor Augen halten und uns im Lichte dieser Sendung auf die große Bedeutung unserer Berufung besinnen (S. 47).

*

RUDOLF MICHAEL SCHMITZ

Eine konstruktive Alternative

Die „Päpstliche Römische Akademie für Theologie" und ihr Kommentar „DIVINITAS".

(Bökmann). Herr Diakon Schmitz, der Autor des folgenden Hinweises, ist unseren Lesern bereits durch seinen großen, sorgfältig belegten Beitrag „Zur Theologie der Konzelebration" (Nr. 139/Nov. 81; 4323-4334) bekannt. Da heute theologische Zeitschriften, die faktisch und grundsätzlich auf dem Boden der authentischen Lehre der Kirche stehen, selten sind, scheint die Vorstellung eines derartigen Organs besonders aktuell und wichtig.

In diesem Zusammenhang sei zitiert, was uns Dr. Manfred Forderer schrieb: »„Theologisches" ist unter den wissenschaftlichen und zugleich allgemeininteressierenden theologischen Zeitschriften in Deutschland die einzig wirklich rechtgläubige... Daß „Theologisches" jetzt solchen Anklang findet und ... immer mehr aufblüht, das scheint mir für die Kirche ein Zeichen der Hoffnung zu sein.«

*

Als Papst Pius XII. am 5. Juni 1956 mit dem apostolischen Brief „Magistra veritatis"[1]) der von Clemens XI. 1718 gegründeten „Päpstlichen Römischen Akademie für Theologie" (Pontificia Academia Theologica Romana) ein neues Statut verlieh, waren die Vorboten eines theologischen Durchbruches bereits deutlich sichtbar geworden. Schon in seiner großen Lehrenzyklika „Humani generis" hatte der Papst dazu Stellung genommen und klar auf solche Wege hingewiesen, die – bei aller Legitimität theologischen Fortschritts – doch unweigerlich zu Verwirrung und Irrtum führen mußten[2]). Um aber die Förderung einer wirklich gesunden und kirchlichen Theologie nicht nur mit Worten zu unterstützen, vertraute Pius XII. der „Päpstlichen Römischen Akademie für Theologie" in ihrem neuen Statut die Aufgabe an, die theologischen Studien in eine dem wahren Fortschritt nützliche Richtung zu führen. „Finis laudatae Academiae est fovere atque provehere theologica studia adeo ut velut ‚Centrum' quoddam sit uberioris institutionis et utilium hac in re novitatum cognitionis iis qui sacris disciplinis colunt."[3]) Schon die Namen weniger Mitglieder zeigen das breite Spektrum und das hohe wissenschaftliche Niveau der Akademie: die Kardinäle P. Parente, L. Ciappi und P. Palazzini, Erzbischof A. Meyer, die Professoren M. Maccarone, C. Vagaggini, G. Philips, M. Schmaus, L. Cerfaux.

1957 gründete der Sekretär der neuverfaßten Akademie, Prof. Dr. A. Piolanti, damals Rektor der jetzigen Päpstlichen Lateranuniversität, die internationale theologische Zeitschrift „DIVINITAS", die er der Akademie als deren Kommentar anschloß. „DIVINITAS", als Plattform theologischer Forschung und Kritik konzipiert, nahm lebhaften Anteil an den Diskussionen vor und im II. Vatikanischen Konzil. Aufschlußreich sind einige Namen der publizierenden Autoren aus dieser Zeit: A. Bea, R. Garrigou-Lagrange, S. Tromp, E. Gilson, J. Brinktrine, M. Pellegrino, M. Schmaus u. a. Doch auch nach dem Abschluß des Konzils ist „DIVINITAS" ein internationales Diskussionsforum geblieben. Dabei geht es dem Herausgeber um eine ausgewogene Darstellung der einzelnen Probleme im Licht von Schrift und Tradition, getreu den Weisungen von „Dei Verbum".[4]) Gerade die Treue zum päpstlichen Lehramt macht aus „DIVINITAS" eine Zeitschrift, die als konstruktive Alternative zu hyperkritischen Publikationen verschiedenster Provenienz gelten kann. Artikel in den bekanntesten Sprachen (Französisch, Deutsch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Latein) geben dem Leser einen Überblick über das wissenschaftliche Wirken einer internationalen, dem kirchlichen Lehramt verpflichteten Theologie. Wer im heutigen Meinungsstreit tragfähige Orientierungspunkte positiver und spekulativer Theologie sucht, findet in „DIVINITAS" eine hilfreiche Stütze von hohem Niveau. Sonderhefte gehen auf besondere Ereignisse ein (z.B. das ‚Credo des Gottesvolkes' von Paul VI. oder den 700. Todestag von Thomas v. Aquin), einzelne Artikel behandeln kontroverse Themen von spezieller Aktualität (z. B. den Konsequenzialismus in der Moraltheologie oder das Spannungsfeld zwischen Institution und Charisma). Die Theologiegeschichte (z.B. patristische Themen) findet ebenso ihren Platz wie Kommentare zum päpstlichen Lehramt (z. B. die Lehre über die Familie Johannes Pauls II.).[5]) Die Zeitschrift wird durch gehaltvolle Rezensionen abgerundet, die so gut wie alle soliden wissenschaftlichen Veröffentlichungen beachten.

So selten man heute noch theologische Zeitschriften findet, deren Ziel die Erforschung und Verteidigung des katholischen Glaubensgutes ist, so sehr sind solche Publikationen ein Desiderat. Diesen Wunsch nach Orientierung im Sinne kirchlicher Theologie kann „DIVINITAS" jedoch jedem Leser auf einer internationalen Ebene erfüllen. In diesem Kommentar der „Päpstlichen Römischen Akademie für Theologie" vereinen sich wissenschaftliche Qualität und True zum Lehramt zu einer der katholischen Theologie würdigen Synthese. Wer also eine internationale Zeitschrift dieser Prägung sucht, ist mit „DIVINITAS" mehr als zufriedenstellend bedient.[6]) Man kann nur wünschen, daß anläßlich des 25jährigen Bestehens von „DIVINITAS" der Freundeskreis dieser Zeitschrift, die auf der ganzen Welt gelesen wird, sich auch in Deutschland immer mehr vergrößert.

1) Cf. AAS 48 (1956), 493–496.
2) 12. 8. 1950; cf. AAS 42 (1950), 561ss.
3) AAS 48 (1956), 494.
4) II. Vat. Konzil, Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung „Dei Verbum" 7–10.
5) Die Hauptartikel in Heft 1 (1982) waren. G. Kalinowski, La pensée de Jean Paul II sur l'hommet et la famille; B. Gherardini, Il martirio nella moderna prospettiva teologica; N. Lanzi, Problematica dottrinale nel ‚Contra epistulam Parmeniani' die S. Agostino; R. M. Schmitz, ‚Haereses, arbores infructuosae ...' Denzinger predigt vor Gregor XVI.
6) Für das Abbonnement wende man sich an:
Prof. Dr. A. Piolanit
Direktor von ‚Divinitas'
00120 Città del Vaticano
Palazzo Canonici
Drei Hefte jährlich. Abonnementspreis: 17 Dollar.

Wertschätzung, Anerkennung und Bewunderung für Wilhelm Schamoni

(Bökmann). Wir freuen uns, den nachfolgend wiedergegebenen Brief unseren Lesern bekanntgeben zu können.

Der innige Dank für über 10-jährige Arbeit an „Theologisches", die Schamoni ganz alleine tat und für die er in einer schweren Krisenzeit der Kirche materielle und – mehr noch – menschlich-ideelle Opfer brachte, erscheint uns – so wie er von Herzen kommt – zugleich eine Pflicht der Gerechtigkeit.

*

PONTIFICIA
ACADEMIA THEOLOGICA ROMANA
Praelatus a secretis

Romae, den 9. 2. 1982
Palazzo Canonici
Cittá del Vaticano

Prot. n. 126/82

Hochwürdiger Herr Pfarrer G. R. Schamoni,

nach einem Gespräch über eines Ihrer zahlreichen Werke ist es mir ein wirkliches Anliegen, Ihnen – wie schon lange geplant – endlich einmal im Namen dieser „Päpstlichen Römischen Akademie für Theologie" für Ihren unermüdlichen Einsatz um die Reinerhaltung der katholischen Lehre zu danken. Gerade heute, wo kaum noch eine Wahrheit unangegriffen und kaum noch eine Autorität ungeschmäht bleibt, haben Sie sich durch die Gründung der wertvollen Zeitschrift „Theologisches", die jetzt von Prof. Dr. Johannes Bökmann geleitet wird, ein unschätzbares Verdienst erworben. Nicht weniger lobenswert und vorbildlich ist Ihr Einsatz zur Verteidigung des Wunders und zur Bekanntmachung der Heiligen, die ein immer aktuelles Glaubwürdigkeitszeugnis für Kirche und Offenbarung darstellen.

So ist es dieser „Päpstlichen Akademie für Theologie" ein dringender Wunsch gewesen, Ihnen Wertschätzung, Anerkennung und Bewunderung auszudrücken. Sie sollen wissen, daß wirklicher Opfergeist und wissenschaftliche Qualifizierung auch heute noch bemerkt und geehrt wird.

Mit den besten persönlichen Wünschen

Ihr in Christus ergebener
Univ.-Prof. Dr. A. Piolanti
Praelatus a secr.

*

DR. THEOL. H. C. THEOBALD BEER

Was ist das Reformatorische?

Wer ist der Bestimmende: Luther oder Melanchthon?

(Bökmann). Nach seinem bedeutenden Beitrag im März-Heft „Christus für uns" – die Mitte der Schrift? stellt Prälat Beer die uns alle bewegende Frage, ob das Reformatorische gegenwärtig sei und worin es bestehe. Daß es zwischen Luther und Melanchthon durchaus zentral kontrovers ist und daß es zwischen Luther's Leugnung der biblischen Kernaussagen, der Theologie der Väter und der Lehre der Kirche bezüglich des Zentrums der Offenbarung und also der katholischen Wahrheit keine Brücke gibt, ist der Befund des folgenden. Ein seriöser Ökumenismus muß davon ausgehen.

*

Wenn man „das Reformatorische" bestimmen will, geht man in der Regel von dem aus, was Luther in seinem „Turmerlebnis" als seine Grunderkenntnis erfahren haben will. Rückschauend auf dieses Ereignis sagt Luther 1545 von seinem damaligen Zustand: „Obwohl ich ein untadeliges Leben als Mönch führte, fühlte ich mich vor Gott als Sünder mit ganz unruhigem Gewissen. Ich fühlte, daß ich nicht darauf vertrauen konnte, ihn durch mein genugtuendes Werk zu versöhnen. Ich liebte diesen gerechten Gott, der die Sünder straft, nicht, ich haßte ihn vielmehr. Mit einem unterdrückten, wenn nicht schon blasphemischen, so doch ungeheueren Murren, das mich gegen Gott aufbrachte, sagte ich: Ist es nicht genug, daß die armen Sünder bedrückt sind ... daß er uns noch durch das Evangelium seine Gerechtigkeit und seinen Zorn auflädt? So raste ich in wildem und verstörtem Gewissen, pochte aber ungeduldig an jener Stelle (Röm 1, 17), da ich brennend danach verlangte, zu wissen, was St. Paulus wollte"[1]).

Fast in gleicher Weise beschreibt Luther im zweiten Psalmenkommentar 1519–1521 die Verfassung Christi am Kreuz nach den Worten des Psalms 22, 5. 6 „Unsere Väter hofften auf Dich usw.": „Christus scheint die Anwandlung zur Blasphemie, die in ihm auszubrechen drohte, in sich selbst hinuntergewürgt zu haben, da er zwischen Lob und Gotteslästerung schwankte und verstummte"[2]).

Diese Anwandlung zur Blasphemie in Christus erhält ihr Gewicht dadurch, daß Luther *gegen* Augustin und die Väter sagt: „Ich lasse nicht zu, daß ein Teil dieses Psalms (22) von Christus in der Person seiner Glieder gesprochen worden sei, was viele Väter behaupten, sondern ich will, daß es von Christus in seiner eigenen Person gilt"[3]).

Luthers Distanz zu den Vätern ist bemerkenswert, denn sie bringt, ähnlich wie bei der Neuinterpretation des Philipperhymnus, neue christologische Probleme mit sich. Der gleiche Zustand des Murrens und der Blasphemie, in die der Sünder und Christus in seiner eigenen, nicht in fremder Person auszubrechen droht, ist das für Luther erschreckende und zugleich befreiende Ereignis des fröhlichen Wechsels mit Christus. *Nur in dem Wechsel des Sünders mit Christus, mit allen seinen Konsequenzen für Christus und für uns, geschieht die Rechtfertigung und nirgends anders.*

Wenn man nach dem „Reformatorischen" fragt, muß man also fragen, *wann* hat Luther diesen Christus für uns so zu zeichnen begonnen? Denn hier ist die Mitte der Schrift, das „Reformatorische" Luthers zu suchen. (Ausführlich dargestellt in: „Theologisches" März 1982).

*

Wir müssen also zurückfragen nach den ersten Anfängen der Theologie Luthers. Auskunft darüber geben vor allem *Luthers Randbemerkungen zu Augustin und Petrus Lombardus, Tauler usw. von 1509–1511,* in denen Luther ungehemmt seine persönliche theologische Meinung gegen Augustin ausdrücken konnte. Von da ist ein Blick möglich auf die großen Disputationen von 1535–1545, in denen Luther von seinen Hörern, von Melanchthon und dessen Schülern kritisch befragt wird. Es ist überraschend, daß Luther in entscheidenden Punkten formell und inhaltlich mit denselben Worten den Christus für uns verteidigt, wie in den Randbemerkungen von 1509–1511. Es kommt hier auch die private theologische Ansicht Melanchthons in Sicht, die in den öffentlichen Verhandlungen und Dokumenten fast ganz zurücktritt.

In den folgenden Seiten soll kurz dargestellt werden:

1. Luthers Regel für die Handhabung der autoritativen Aussagen Augustins;
2. Luthers Abweichen von der Christologie Augustins;
3. Luthers Gegensatz zur Trinitätslehre Augustins;
4. Ist das Refomatorische gegenwärtig?

1. Luthers Regel für die Handhabung der augustinischen Autoritätszeugnisse

Luther erkennt deutlich, daß er seine Auffassung von der Funktion Christi in der Rechtfertigung in Augustins Darstellung von der Liebe, die nicht zu trennen ist von der Rechtfertigung, nicht einbringen kann. Nirgends sind die Eintragungen und Korrekturen Luthers dichter als in dieser Auseinandersetzung mit Augustin über die Liebe.

Luther hat schon vor der Begegnung mit Augustin als Sententiar seinen Horror vor der augustinischen Teilnahme an der Natur, Wahrheit und Seligkeit Gottes geäußert. Bei der Erklärung zu 1 Kor 6, 17 „Wer dem Herrn anhangt, wird ein Geist mit ihm" sagt Augustin: „Das geschieht, indem der menschliche Geist zur Teilnahme an jener Natur, Wahrheit und Seligkeit hinzutritt. Gott jedoch wächst nicht in seiner Natur, Wahrheit und Seligkeit. In jener Natur also wird der Mensch, wenn er ihr glückselig anhangt, unwandelbar leben und unwandelbar alles sehen, was er sieht. Dann wird, wie ihm die göttliche Schrift verheißt, sein Verlangen mit Gütern gesättigt (Ps 102, 5)."[4])

Luther bemerkt dazu 1509: „Schau dieses Gewebe der Weberseele des heiligen Augustin. Wir lieben also den Geist (mentem) mehr als seine Schätze und den, der sich sehnt, mehr als das Ersehnte. Was ist das für eine Verdrehung (perversitas), daß wir dem weniger Geliebten mehr anhangen? Und was wir dem Geist nicht erweisen, erweisen wir seinen Wünschen"[5])

Als Sententiar (Petrus Lombardus L. I. D. 17 C. 1) begegnet Luther folgender Stelle Augustins aus De Trin.[6]): „Wer den Nächsten liebt, muß notwendigerweise zuerst die Liebe selbst lieben". Luther erklärt dazu zunächst ganz im Sinn Augustins: „Auch die unerschaffene Liebe"[7]).

Augustin sagt weiter: „Wer den Bruder liebt, erkennt mehr die Liebe, wodurch er liebt, als den Bruder, den er liebt. Siehe, schon kann ihm Gott bekannter sein als der Bruder, wirklich bekannter, weil gegenwärtiger, bekannter, weil innerlicher, bekannter, weil sicherer. Umfange die Liebe, Gott; umfange in der Liebe Gott! Das ist dieselbe Liebe, die alle guten Engel und alle Diener Gottes durch das Band der Heiligkeit verbindet."[8])

Zu den Worten „wirklich bekannter, weil gegenwärtiger" weiß Luther noch eine Umdeutung anzubringen, die allerdings Augustin nicht gerecht wird: „Augustin erklärt, was ‚bekannter' bedeutet. Denn Gott wird nicht evidenter, sondern sicherer, denn Gott ist verborgen, aber durch Zeichen wird erkannt, daß er da ist"[9]).

Luther hat für Augustins Illuminations- und Imago-Lehre kein Verständnis, weil „wir immer nur das Gegenteil davon erfahren"[10]).

Die Worte Augustins „durch das Band der Heiligkeit" lassen sich jedoch in keiner Weise mehr in Luthers Auffassung von der Rechtfertigung unterbringen, und so schreibt er: „Jetzt frage ich dich: was willst du mit diesem Band? Man kann (mit dir, Augustin) nur sagen: die formale Liebe. Das hast du (in die Heilige Schrift) hineingetragen."[11])

Dieser Mühe der Umdeutung und diesen Widerwillen Luthers gegen die augustinische Illuminations- und Imago-Lehre muß man gegenwärtig haben, um die abschließende „Handhabung zur Lösung der Aussagen Augustins" zu verstehen: „Die Liebe ist immer gegeben mit dem Heiligen Geist und der Heilige Geist mit ihr und in ihr ... Man kann zugestehen, daß Gott die Liebe ist, aber nicht allein. Es gibt aber auch eine geschaffene Liebe, so wie Christus der Glaube, die Gerechtigkeit, unsere Gnade und unsere Heiligung ist" (1 Kor 1, 30).[12])

Damit kommt Luther zu seinem eigenen Entwurf einer Theologie, die keiner Erfahrung der Liebe und keines Gnadenrestes im Menschen bedarf, um das Evangelium oder die Gnade an sich zu reißen. Denn „der Glaube allein ergreift Christus, die Liebe wird ergriffen vom Gebot und vom Gesetz"[13]) Glaube und Liebe stellen eine je verschiedene Gnade, eine eigentliche und eine uneigentliche dar[14]). Der Glaube allein ist an der fröhlichen Verzweiflung beteiligt, die zum Ansichreißen des Evangeliums führt.[15]) „Der Glaube allein wirkt in uns ohne uns, alle anderen Tugenden wirken in uns und mit uns."[16])

2. Luthers Abweichen von der Christologie Augustins und der Väter

Das Ergebnis der Handhabung der autoritativen Aussagen Augustins enthält theologische Sichten, die Augustin und den Vätern fremd sind. Christus ist nach Luther nicht, wie Augustin sagt, unerschaffene Liebe, sondern geschaffene Liebe. Dieselbe Einstufung in eine neue Kategorie des Geschaffenen erfahren auch Gerechtigkeit, Gnade, Heiligung, Glaube.

Man muß hier die Frage stellen: Entwirft Luther erst 1510 den Gedanken einer Zwischenfunktion und Zwischenstellung Christi, die zwischen der unerschaffenen Liebe oder Gerechtigkeit im Sinne Augustins und der formal uns mitgeteilten geschaffenen Liebe oder Gnade im Sinne der Scholastik liegt?

Die Antwort auf diese Frage lautet: Vom ersten theologischen Ansatz 1509 an hat Luther gegen Augustin entschieden: „Christus ist nicht imago, Ebenbild Gottes, sondern ad imaginem factus". Er ist nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wie wir von demselben Schöpfer in demselben Schöpfungsakt wie alles. Und dieser factus ad imaginem ist „hinzugefügt zur Person"[17])

Der Riß, der hier in der Person Christi, die eigentlich nicht Person genannt werden soll, weil das eine Frage der „Logik" ist, die nicht in die Theologie gehört[18]), dieser Riß wird in vielen Ausdrücken sofort sichtbar und wird bis zum Ende, besonders in den großen Disputationen von 1535 bis 1545 mit verschiednen Denk- und Sprachmitteln verfochten.

Der Riß, das Fehlen der Brücke zwischen der Gottheit und Menschheit in Christus, wird auch durch folgende Manuductio oder Handhabung der Ansicht Augustins sichtbar: Joh (5, 26) sagt „Er hat dem Sohn gegeben, das Leben zu *haben* in ihm selber'. Luther meint, das Wort „haben" beziehe sich eigentlich nur auf die Menschheit Christi und „Glauben heißt an seine Menschheit glauben ... Dieser Glaube ist er selbst (Christus) in seiner Menschheit"[19]). Augustin erklärt Joh 5, 26 so: „Das Wort bedeutet, er zeugte den Sohn, welcher das Leben ist". „Sein Sein ist zugleich sein Haben"[20]). Augustin versteht Joh 5, 26 als Zeugnis der personalen Einheit der Gottheit und Menschheit in Christus. Luther bezieht dasselbe Wort nur auf die Menschheit Christi und will eine Trennung der beiden Naturen finden.

Luther verteidigt den Riß auch so: „Christus ist zusammengesetzt im eigentlichen Sinn, nicht im Sinn von konstituiert"[21]). „Alle leugnen, daß Christus zusammengesetzt ist, auch wenn sie behaupten, er sei konstituiert ... Die menschliche Natur werde getragen ... von dem göttlichen Suppositum. Solch Ungeheuerliches wird gesagt, das Gott beinahe zwingt, die Menschheit zu tragen oder zu führen"[22]).

Die Inkarnation ist für Luther nicht das eigentliche Denkproblem, sondern die Schöpfung: „In der Inkarnation wird nur eine Sache mit einer anderen Sache kopuliert."[23])

„Wenn Christus sagt ‚Lasse sie eins sein wie du und ich eins sind' (Joh 17, 22), so spricht Christus als Natur oder Wesenheit Gottes nicht im Konsens der beiden Personen, denn: ‚Vater und Sohn sind mehr eins als ein mathematischer Punkt.'[24]) Dieser läßt sich durch keine personale Aussage bestimmen."[25])

Christus spricht: ‚Ehe Abraham ward, bin ich' (Joh 8, 58). Wort, Rede und Denken Christi müssen nach Luther in diesem Satz aufgeteilt werden, weil Christus eigentlich nicht als Person, als der ego eimi spricht. Luther trennt Christi Rede wie Substanz und Akzidens und erklärt: „Christus sagt nicht, ehe Abraham ward, bin ich Christus, sondern einfach: ich bin."[26]) Gottheit und Menschheit stehen zueinandern wie Petrus und

albus oder wie die Wand und das Weiße an der Wand[27]), eine Rede, die von Gabriel Biel entlehnt ist, die Biel aber als ungeeignet für die Bezeichnung der personalen Einheit in Christus ablehnt.[28])

Der Satz „filius Dei sustentans humanam naturam" ist eine Fiktion; d. h. der Satz „der Sohn Gottes trägt die menschliche Natur" ist eine Erfindung[29]). Auch Melanchthons Bezeichnung der Hypostase als ‚Hyphistamenos' müßte nach Luther unter die Erfindungen gerechnet werden.

Alle diese Aufweise des Risses zwischen der Gottheit und Menschheit überwindet Luther u. a. auch mit Hilfe der pseudohermetischen Denk- und Sprechweise, z. B. in der Auslegung von Kol 1, 15 und Heb 1, 3: „Nicht für uns, sondern für Gott selbst leuchtet es (das Ebenbild seiner Herrlichkeit, der Glanz, das Leuchten) ... Nicht für uns ist er Ebenbild des Wesens Gottes, sondern für Gott selbst, so daß Gott allein sein Wesen in ihm erkennt"[30]), mit anderen Worten ‚Der im Schoß des Vaters Ruhende, der uns Kunde gebracht' (Joh 1, 18) kann doch keine Aussage über das Wesen Gottes machen. Luther liest Joh 1, 18 mit Hilfe des Satzes XVII des Pseudo-Hermes-Trismegistos: „Gott ist Erkenntnis seiner selbst. Er allein läßt sich durch keine Aussage bestimmen ..., sondern er erkennt sich selbst, weil er das Selbst für sich selbst zeugt"[31]).

Es bleibt noch die Frage, *warum* Luther an diesem Riß festhält, selbst wenn er ihn verbal überspringt.

Es ist zu antworten: Weil dieser Riß den Raum offenläßt für den Christus seiner Menschheit nach. Diese ist zwar der unentbehrliche Schauplatz der Sünde als Substanz, die von uns auf Christus überwechselt, aber die Menschheit ist nicht positive Kraft in der Erlösung, die mitwirkt. Christus selbst ist „dem Teufel unterworfen und willfährig geworden", so daß in Christus zwei Naturen sind, die Gottheit und die dem Teufel unterworfene Menschheit, die „konträr und unvereinbar sind"[32]). Der Riß, die Lücke, läßt den Raum frei für die Konzeption des fröhlichen Wechsels und Streits in Christus, der in sich selbst (in semetipso Kol 2, 15) die Sünde absorbiert[33]). Nur in der Vorstellung des Risses kann Christus der Menschheit nach nicht nur schuldig, sondern selbst zur Sünde werden. Nur so ist es denkbar, daß er „sich empört und in Gotteslästerung auszubrechen droht."

Der Riß in Luthers Darstellung der Christologie ist der Lutherforschung nicht verborgen geblieben. Es sei hier nur auf Marc Lienhard[34]) verwiesen. Luther sagt im Kommentar zu Gal 3, 10: „Die Gottheit allein hat alles erschaffen, wobei die Menschheit Christi nicht mitwirkte (humanitate nihil cooperante), sowie die Menschheit auch Sünde und Tod nicht besiegte, sondern der Angelhaken (die Gottheit), die in dem Würmlein (der Menschheit Christi) verborgen lag"[35]). M. Lienhard bemerkt dazu: „Luther gibt hier nur eine unvollständige, ja verhärtete und verbogene Darstellung seiner Christologie (le Réformateur ne donne là qu'un exposé incomplet, voire même durci et gauchi), weil er die Menschheit Christi nur mit dem Bild des Köders beschreibt".[36]) „Wir finden hier mitten in seinem Denken einen Riß, den wir nicht übergehen können."[37]) Dazu ist zu sagen: die Verwendung des (gnostischen) Bildes vom geköderten Leviathan, und zwar in einer Form, vor der griechische Prediger warnen, ist bei Luther von Anfang an sehr häufig zu finden und veranschaulicht und belegt nur den Riß, den Luther in verschiedenen unbiblischen Denk- und Sprachmitteln vorgetragen hat.

3. Luthers Gegensatz zur Trinitätslehre Augustins

Luther hat den Riß zwischen der Gottheit und der Menschheit in Christus offengehalten, damit er „die Sünde einpflanzen, aufrichten und großmachen"[38]) konnte. Dem Riß auf der einen Seite, die den Sünder mit Christus in Wechsel setzt, entspricht auf der andern Seite in Gottes Wesen eine Verschlossenheit, die unaufschließbarer ist als ein mathematischer Punkt[39]).

Da die Brücke, die Gottheit und Menschheit in Christus verbindet, abgebrochen ist, bleibt für das Ereignis der Inkarnation nur das göttlich Sein übrig, das ewig ist. Man kann das Grundgeheimnis der Inkarnation nicht mehr denken, wenn jede personale Seinsweise auszuschließen ist. So verwundert es nicht, wenn Luther in der letzten Disputation 1545 Joh 1, 14 so erklärt: „Man sagt richtig: Das Wort ist Fleisch geworden und Jehova ist Fleisch geworden. Da also auch für Christus (der Name) Jehova nichts anderes bezeichnet als das Sein, das ewig ist, so ist Ewigkeit aus dem Fleisch geworden. Wir disputieren also nicht wie die Grammatiker"[40]).

Die Grammatik hat in der Trinitätslehre ebensowenig eine Funktion, wie die Logik in der Christologie.

Auch in der Trinitätslehre ist Luthers Position gegenüber Augustin von 1509 an klar.

Augustin sagt: „In bezug auf das Wort unterscheidet er sich vom Vater, in bezug auf die Weisheit ist er dasselbe wie der Vater". Luther antwortet: „Das wird so widerlegt: ‚Wort' ist ebenso eine absolute Bezeichnung wie ‚Weisheit'. Daraus folgt: Wie das Wort nur von einem Redenden gilt, so gilt Weisheit nur von einem, der weise oder einsichtig ist"[41]). „Person und Wesenheit ist dasselbe"[42]).

Augustin verwirft den Personbegriff des Neuplatonikers Porphyrios (†304/305): „Mehrere Menschen sind ein Mensch", als ungeeignetes Denkmittel für die Trinitätslehre. Luther akzeptiert diesen Personbegriff und entscheidet gegen Augustin so: „Der ganze Grund der Streitfrage ist dieser: daß Person ein gemeinsamer Name ist, Wesenheit dagegen eine gemeinsame Sache. Wie deshalb ‚Mensch' gemeinsam von verschiedenen Menschen ausgesagt wird, und doch die Substanz der Sache bezeichnet, so ist Person in göttlichen Dingen ein gemeinsamer Name für mehrere und bedeutet die Substanz der Gottheit"[43]).

4. Ist das Reformatorische gegenwärtig?

Das Reformatorische ist gegenwärtig in dem Satz aus *Melanchthons* Loci 1521, der zugrunde gelegt wird für die Ablehnung des Meßopfers (CA 94, 32), für die Erklärung der fides specialis (Ap 169, 12) und für die Darstellung der Rechtfertigungslehre (Ap 181, 15). Der Satz, den *Bultmann* zum hermeneutischen Prinzip macht, das fast allgemein akzeptiert wird, lautet: „Christus erkennen heißt seine Wohltaten erkennen, nicht seine Naturen und die Weisen seiner Inkarnation betrachten" (CR 21, 85).

Melanchthon hat diesen Satz in seine spätere Loci nicht aufgenommen. In seiner persönlichen Theologie, vor allen in seinem Kolosserbriefkommentar, vertritt er *in der Christologie und in der Trinitätslehre einen Standpunkt, der Luther direkt entgegengesetzt ist.*[44])

In seiner Rede zu Luthers Begräbnis schildert Melanchthon die Freude, die Luther nun zuteil wird: „Da er nu nicht allein höret, sondern auch er selbs als nu aus diesem sterbliche Cörper als aus einem Kerker ledig worden und in eine andere gar viel höhere herrlichere Göttliche Schule kommen, itzund im für augen anschawet und erkennet das hohe, unergründliche, ewig wesen Göttlicher Majestat und die zwo Naturn, Göttliche und Menschliche, in einer Person des Sons Gottes vereinigt"[45]). Auf Melanchthons Schreibtisch fand sich ein wenige Tage vor seinem Tode geschriebener Zettel. Darin heißt es: „Du wirst die wunderbaren Geheimnisse erkennen, die du in diesem Leben nicht begreifen konntest: warum wir so geschaffen sind und worin die Vereinigung der beiden Naturen in Christus besteht"[46]).

Für die Theologie aber hatte *Luther* es als Fehler bezeichnet, den Philipperhymnus auf die Naturen der Gottheit und Menschheit zu beziehen. Im Freiheitstraktat, nach dem Melanchthon den Satz in den Loci 1521 geformt hat, schreibt Luther: „Jene haben uns das allerheilsamste Wort des Apostels verdunkelt, die die Worte des Apostels ‚forma dei', ‚forma servi', ‚habitus', ‚similitudo hominum' überhaupt nicht verstanden und auf die Naturen der Gottheit und Menschheit bezogen haben, da Paulus doch sagen will, daß Christus voll der Form Gottes war (plenus forma dei) und an allen Gütern Überfluß hatte (omnibus bonis abundans) ... sich aber gebärdete, als ob er nichts an Formen Gottes (formarum dei) besitze"[47]).

Da Luther in mehr als fünfzig Erklärungen zum Philipperhymnus *den Kern der Offenbarung,* die personale Verbindung der Gottheit und Menschheit *ausgeklammert* hat, wird er gezwungen neue Tätigkeitsprinzipien und Naturansätze in Christus zu erfinden: Die forma dei ist nicht das Wesen Gottes. Wir können daran auch durch den Menschgewordenen keinen Anteil erhalten, denn nicht der Präexistente entäußert sich, sondern der schon Menschgewordene. Die Herkunft der Formen Gottes, und die Art ihrer Mitteilung an den Menschgewordenen kann Luther nicht erklären. Für die Gottheit in Christus bleibt aber eine Funktion übrig, nämlich die Sünden in Christus zu absorbieren (nach dem Bild des geköderten Leviathan). Luther sagt, das geschieht aufgrund der Idiomenkommunikation, d. h. der wechselseitigen Mitteilung der göttlichen und menschlichen Eigenschaften in Christus. Luther macht also doch wieder eine Anleihe bei den Vätern. Die Knechtsgestalt ist nicht das Knechtsein, sagt Luther. Der Knecht ist außerhalb der Hypostase.

Die denkerische Leistung der Väter, die hellenistische Begriffe für den Glauben enthellenisiert haben, kann Luther nicht ersetzen.

Melanchthon verteidigt sachlich und formell richtig die Theologie der Väter. Als Präzeptor Germaniae hat er sie weitergegeben. *Das „Reformatorische" ist also gegenwärtig, bleibt aber umstritten zwischen Luther und Melanchthon.*

*

Die lateinischen Zitate finden sich in: Th. Beer, Der fröhliche Wechsel und Streit. Darauf verweisen die Zahlenangaben in Klammern.

1) 54, 185, 21 ff.
2) 5, 612, 26–28 (360).
3) 5, 610, 20–22
4) De Trin. XIV, 14, 20; PL 42, 1051.
5) 9, 23, 14–19 (317)
6) 8, 7, 10; PL 42, 957.
7) 9, 42, 6 f.
8) De Trin. VIII, 8, 12; PL 42, 957.
9) 9, 21, 36–38.
10) 42, 47, 31–33 (247).
11) 9, 42, 15 f.
12) 9, 42, 35–43, 2.
13) 42, 565, 29–566, 2; 39, II, 201, 21.
14) 39, I, 368, 10
15) 312, A. 33.
16) 6, 530, 17.
17) 9, 14, 4,ff (384).
18) 9, 91, 23 f (398).
19) 9, 17, 8 ff (402).
20) De Trin. II, 2, 4; PL 42, 847; De Trin, I, 12, 26; PL 42, 839.
21) 9, 85, 33 (404).
22) 39, II, 95, 30–37 (405).
23) 39, II, 389, 29 f.; zu copulatio siehe DS 262 (413).
24) 39, II, 299, 10 ff. (403).
25) C. Baeumker, Liber XXIV philosophorum, 212, 12.
26) 9, 87, 37 (401).
27) 9, 86, 30.
28) Beil III, S. d. 6. q. 2 a. 1 n. 4 C
29) 39, II, 24, 1–7; Br. 9, 444, 55.
30) 57 Heb 99, 14–16 (385).
31) Baeumker 208, 8 (385).
32) 43, 580, 1. 12.
33) (375 ff).
34) Martin Luther, Témoin de Jésus–Christ, 1973; Martin Luthers christologisches Zeugnis 1980.
35) 40, I, 417, 30–33.
36) Lienhard. a. a. O. 226.
37) Lienhard, a. a. O. 280.
38) 56, 157, 5 f.
39) 39, II, 299, 10 ff (403).
40) 39, II, 374, 5–15 (393).
41) 9, 21, 17–21.
42) 9, 37, 20; 48, 27; 54, 11–16.
43) 9, 48, 23–27 (505).
44) (403).
45) R. Stupperich, Der unbekannte Melanchthon, Leichenrede zu Luthers Tod, verdeutscht von D. Caspar Crueiger, CR 11, 732.
46) H. Bornkamm, Philipp Melanchthon 1960, 15.
47) 7, 65, 14–18. 21–24 (371).

PROF. DR. MAX THÜRKAUF

Christus und die Naturwissenschaft

(Bökmann). Zu unserem Autor: Max Thürkauf, geb. 1925, Dr. phil., Professor für physikalische Chemie an der Universität Basel. Während mehr als zehn Jahren wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Atomenergie (Isotopentrennung), dann Rücktritt aus Gewissensgründen. Für die Herstellung von schwerem Sauerstoff wurde ihm 1963 der RUZICKA-Preis verliehen. An Veröffentlichungen seien u. a. genannt: Sackgasse Wissenschaftsgläubigkeit (Strom-Verlag Zürich 1975, 103 S.); Wissenschaft und moralische Verantwortung – Vom Bildungswert des naturwissenschaftlichen Unterrichts (Novalis Verlag Schaffhausen/Schweiz 1977, 192 S.); Technomanie – Die Todeskrankheit des Materialismus (Ebda 1978, 240 S.).

In „Theologisches" wurde Prof. Thürkauf bereits von P. Viktor Notter vorgestellt (Nr. 140/Dez. 1981, Sonderbeilage „Macht der Mysterien" S. 2 f.). Wir werden demnächst sein u. a. Buch besprechen.

*

Warum hatte Julius Cäsar keine Luftwaffe? Die Frage klingt absurd. Und doch, warum eigentlich hatten die römischen Kaiser keine Luftwaffe? Wer versucht, die Frage schlechthin mit Begriffen wie „Entwicklung" oder „Fortschritt" zu beantworten, gerät in Schwierigkeiten: Seit die moderne Naturwissenschaft in der Wiege lag, sind kaum fünfhundert Jahre verstrichen. Überdies war die Renaissance für die Geburt der Physik eine Epoche mit denkbar schlechten Voraussetzungen. Denn die vorausgegangenen Jahrhunderte des Mittelalters waren kein Boden für Mathematiker und Physiker gewesen. Und die Römer vorher auch nicht. Wie wollte man mit ihren Ziffern Zahlen darstellen, die viel kleiner als eins oder viel größer als tausend sind? Aber wenn man weiter zurückgeht, ins fünfte Jahrhundert *vor* Christus, zu den Naturphilosophen zur Zeit des Perikles, so finden wir in deren Werken das Denken eines Leonardo da Vinci oder Galileo Galilei geradezu vorgezeichnet. Demokrit sprach von Atomen und Zenon schuf mit seinen Aporien der Bewegungsvorgänge Vorstellungen, die als Ausgangspunkte für die Differentialrechnung und die Mengenlehre geeignet sind. Wäre in jenem Geschichtsraum einem Demokrit ein Galilei gefolgt, der Weg zu Cäsars Luftwaffe hätte offengestanden. Kein vernünftiger Mensch wird sich die Überheblichkeit anmaßen, zu sagen, den griechischen Naturphilosophen habe die Intelligenz nicht ausgereicht.

*

Daß die Wiege der modernen Naturwissenschaft im christlichen Abendland stand, ist kein Zufall. Diese kulturgeschichtliche Tatsache wird von materialistischen Ideologen gerne übersehen, wenn sie die positiven Auswirkungen der Beherrschung der Naturgesetzte in Betracht ziehen. Sie wird aber betont, wenn sie von der Bedrohung des Lebens durch die Anwendung der Technik sprechen. Diese schizophrene Haltung weist darauf hin, daß sowohl die marxistischen als auch die kapitalistischen Ideologen die gemeinsame Grundlage aller materialistischen Weltbilder nicht hinreichend kennen: den auf der Reduktion „Leben = Chemie + Physik" beruhenden naturwissenschaftlichen Materialismus. Die moderne Naturforschung wurde tatsächlich erst durch das im Mysterium von Golgatha vollendete Christusereignis möglich. Christus hat die Individualität des Menschen *befreit* von der Gebundenheit der Rassen-, Geschlechts-, der Sippen- und der Standes- und Staatszugehörigkeit. Jeder kann Christ werden, unabhängig von seiner Herkunft: Ob Sklave oder Freier, ob Kaiser oder Untertan, ob Jude oder Heide – jeder kann Christ werden und Christ sein! Man stelle sich vor, was das in jener Zeit bedeutet hat. Freiheit für *jeden* Menschen! Und wir wollen nicht vergessen, was es heute heißt, wo die Menschheit in die

Gefangenschaft des Materialismus geführt wird. Der Mensch ist frei, und wenn er in Ketten geboren wird!

So wenig die Physiker mit ihren Differentialgleichungen das Wesen der Schwerkraft – eine Liebeskraft der Erde? – zu erfassen vermögen und sagen können, was die an der schweren und trägen Masse sich äußernde Kraft eigentlich ist, vermögen die Chemiker mit ihren Formeln und Reaktionsgleichungen das Substanzwesen der chemischen Stoffe zu begreifen. Eben jenes Etwas, das Salz zu Salz, Brot zu Brot oder Wasser zu Wasser macht. Den Stoffqualitäten steht die quantitative Chemie hilflos gegenüber. Man versucht die Alchymie mit Zahlen zu überwinden und muß – wenn man die Chemie zu Ende denkt – sehen, daß das Wesen der Chemie Alchymie ist. Die Befreiung des Menschen durch das Christusereignis, dieser entscheidende Schritt auf dem Weg des Menschen zum Menschen, hat die Möglichkeit des Naturforschens im modernen Sinn gebracht: die Trennung zwischen Subjekt und Objekt im systematisch-reproduzierbaren Experiment der von Galilei als neue Wissenschaft bezeichneten Betrachtungsweise der Natur. In dem aus der griechisch-römischen Welt übernommenen Kosmos des Mittelalters war der Mensch untrennbarer Teil einer Ganzheit, dessen Prinzip die Schönheit war (griechisch bedeutet Kosmos Schönheit, Ausgewogenheit, Ordnung, unser Wort „Kosmetik" weist noch darauf hin). Die griechischen Naturphilosophen haben deshalb das Experiment als Erkenntniswerkzeug abgelehnt: Mit einem Teil seiner selbst experimentiert man nicht, und wenn schon, dann mit größter Zurückhaltung.

Das Erkenntnismittel der modernen Naturwissenschaft ist die hervorbringende Urteilskraft der geistgelenkten Hände des Menschen, die ein Heraustreten aus der Natur fordert, damit das Subjekt sich dem Objekt gegenüberstellen kann. Die Befreiung der menschlichen Individualität von der Bindung zur Erde, Rasse, Sippe, zum Staat und zur Gesellschaft überhaupt ist die Voraussetzung jener „objektiv seienden Welt" der modernen Physik, die eine Folge des befreiten Subjekts ist. Man beachte die unlösbare Bindung: Ohne Subjektivität gibt es keine Objektivität. Oder anders ausgedrückt: Es ist sinnlos, sich eine objektive Welt vorzustellen, die eine Welt ohne Menschen ist; wir kennen nur eine Welt mit Menschen und um die Menschen wegzudenken, müssen die denkenden Menschen vorausgesetzt werden. Eine Polarität zur ein-greifenden Methode der modernen Naturwissenschaft, wo die Kardinalsfrage des Experimentators „Geht es oder geht es nicht?" (das Experiment) heißt, ist die anschauende Urteilskraft der Naturphilosophen des klassischen Altertums. Auf diese, besonders auf Aristoteles, haben sich die Scholastiker des Mittelalters berufen, leider oftmals mit epigonenhafter Unzulänglichkeit. Sie bewegten sich in der Geborgenheit des griechischen Kosmos, das Weltbild des Ptolemäus täglich mit eigenen Augen schauend. Durch das Mysterium von Golgatha wurde die Menschheit aus dieser Geborgenheit in die Unendlichkeit des Universums entlassen. Um in dieser Freiheit nicht verloren zu sein, bedarf es der Liebe, die Christus als Pfand für die Befreiung den Menschen gebracht hat. Ohne Liebe wird aus Freiheit Chaos. Die Menschwerdung des Christus in der Geburt, die Vollendung seines Erdendaseins im Mysterium von Golgatha besteht in einer Befreiung *und* Durchliebung – Durchchristung – der Menschheit. Ein Vergleich zwischen dem Alten und dem Neuen Testament manifestiert dieses gewaltige Ereignis, diesen Katarakt im Strom der Weltgeschichte. Die Tragödie des Materialismus mit seiner Technomanie als Todeskrankheit unserer Zeit besteht darin, daß wohl die Freiheit, nicht aber die Liebe des Christen gewollt wird.

Auf jene, die aus *Liebe zur Natur* Wissenschaftler sein wollen, wartet die große Aufgabe der Heilung unserer Zeit vom Materialismus. Junge Menschen, die diese Liebe fühlen, haben die

Pflicht auf ihren Lebensweg bekommen, Chemie, Physik, Biologie oder eine aus diesen hervorgegangene Wissenschaft zu studieren.

Nichts ist in dieser durch den Mißbrauch des Wissens um Naturgesetze gefährdeten Welt so wichtig, wie qualifizierte Naturwissenschaftler, die ihre Wissenschaft aus Liebe und nicht als ein Mittel zu materieller Macht betreiben. Es wird dies allerdings ein schweres Leben sein, gewissermaßen das Leben von Neu-Urchristen, die von den technofaschistischen Machthabern verfolgt werden. Die Liebe zur Natur und die Ehrfurcht vor dem Leben werden in ihren Händen das Wissen um die Gesetze der Chemie und Physik zum Segen gereichen lassen. Diese Aufgabe ist für die heutige Jugend eine Herausforderung, wie sie noch keine andere Jugend erlebt hat. Von diesen jungen Menschen hängt es ab, ob die durch ihren Materialismus lebensfeindlich gewordene Naturwissenschaft aufsteigt zu einer Wissenschaft *für* das Leben – zu einer *Geistes*wissenschaft.

*

Ich zweifle nicht daran, daß die kommende Kultur die Verwirklichung des Christentums sein wird. Dabei möchte ich den Begriff Christentum nicht pfarrherrlich verstanden haben, sondern an Mahatma Gandhi denken, der christlich klagte: „Ich wäre Christ, wenn die Christen nicht wären!" Eine Andeutung über den erdenumspannenden, den kosmischen Christus hat Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptor hominis" – „Christus der Erlöser des Menschen", der ersten seines Pontifikats, gemacht.

Es gibt Heiden, die bessere Christen sind als manche Sonntagskirchgänger. – Ich sehe zwei Wege zur kommenden Kultur: Entweder durch die Überwindung des Materialismus mit den Kräften der Liebe und der Vernunft oder durch die Apokalypse des „Todes am Brot allein" (Dorothee Sölle). Beide Wege bedürfen der Gnade, die mit den Methoden einer Wissenschaft nicht zu erlangen ist – nur durch das Gebet.

Vergleiche: Max Thürkauf, „Die moderne Naturwissenschaft und ihre soziale Heilslehre – der Marxismus –. Das Fundament der Ideologie – der naturwissenschaftliche Materialismus – ist unhaltbar", Novalis-Verlag, CH-8201 Schaffhausen, 1980.

WILHELM SCHAMONI

Die Erfahrungen von Kirchenlehrern und das vollkommene Wissen Christi

(Bökmann). Noch in seiner Enzyklika Mystici corporis (1943) hat Pius XII. den übereinstimmenden Glauben der Kirche zum Ausdruck gebracht, daß der Herr aufgrund der hypostatischen Union auch in seinem menschlichen Wissen teilhabe am göttlichen Wissen des Logos. In Nr. 76 heißt es: „Die liebevolle Erkenntnis, womit uns der göttliche Erlöser vom ersten Augenblick seiner Menschwerdung an entgegenkam, übertrifft alles menschliche Bemühen und Begreifen. Denn vermöge jener seligen Gottesschau, deren er sich sogleich nach der Empfängnis im Schoße der Gottesmutter erfreute, sind ihm alle Glieder seines mystischen Leibes unablässig und jeden Augenblick gegenwärtig, und umfängt er sie alle mit seiner heilbringenden Liebe. O wunderbare Herablassung der göttlichen Güte zu uns, o unbegreifliche Abfolge einer Liebe ohne Grenzen! In der Krippe, am Kreuze, in der ewigen Glorie des Vaters hat Christus immerdar alle Glieder der Kirche vor Augen und im Herzen, mit weit größerer Klarheit und Liebe als eine Mutter ihr Kind auf dem Schoß, als ein jeder sich selbst kennt und liebt."

Inzwischen hat sich eine entgegengesetzte Auffassung in Katechismen, im Theologieunterricht, in Predigten und in theologischer Literatur breitgemacht. Drei Punkte spielen dabei eine Rolle:

1. Der Herr sei Opfer des zeitgenössischen Aberglaubens an Teufel gewesen; was dem o. a. Wissen widerspricht.

2. Er habe die „Naherwartung" des Gerichtes gehabt und sich insofern geirrt.

3. Er sei sich über den Sinn Seines Todes nicht klar gewesen: habe sich als Gescheiterter erlebt.

«Es wird abgelehnt, daß das heiligste Herz Jesu die Menschen so sehr geliebt hat, und darum wird die Verehrung dieses gottmenschlichen Herzens mit erasio nominis et deletio memoriae nicht nur in manchen Pfarreien, sondern auch in den Direktorien von Diözesen verfolgt. Man spürt, daß es in der katholischen Kirche nicht nur kahl wird, sondern auch kalt. „Auf den historischen Jesus", so wurde mir mehrmals in einer Diskussion mit einem Dutzend Theologiestudenten, die inzwischen die frohe Botschaft verkünden dürfen, entgegengehalten, „kommt es ja nicht an". Es versteht sich dann auch, daß der Kreuzweg aus der Kirche geworfen wird. Wenn Jesus nämlich gestorben ist wie hunderttausend andere Gekreuzigte auch, dann dürfte es sinnlos sein, den Kreuzweg zu beten und sich zu sagen: „Der Heiland hat in seinem Leiden an mich gedacht, ich will auch an ihn denken, nicht an mich, an sein Leiden, nicht an meines." Und wenn meine Sünden ihm nichts ausgemacht haben, entfällt ein starker Beweggrund, nicht weiter zu sündigen, und der leichteste Beweggrund zur vollkommenen Reue bietet dem säkularisierten, ohne religiösen Beistand sterbenden ehemaligen Christen keine Hilfe und keine Einladung zu vertrauen und nicht zu verzweifeln.» (W. Schamoni in „Theologisches" Nr. 5 [Sept. 1970, Sp. 66 f]).

Ein amerikanischer Bischof hat sogar in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief schreiben können: „Es ist einleuchtend, daß Jesus nicht recht wußte, weshalb er leiden und sterben sollte, aber er wußte, das war der Wille Gottes für ihn" (The Wanderer vom 11. 3. 82).

In dieser Situation will „Theologisches" ein von seinem Begründer von Anfang an verfolgtes Ziel energisch wieder aufgreifen: die überkommene Lehre – angesichts des Verdrängens, Vergessens, Bestreitens, ja Belächelns – zu klären, verstehen und wieder zum Leuchten bringen helfen.

Einer sehr bemerkenswerten Argumentation dient eine entsprechende Artikelreihe, die wir hiermit beginnen: bedeutende, von der Kirche anerkannte Heilige und Kirchenlehrer berichten übereinstimmend von einem bestimmten höheren Wissen. Muß dies nicht mindestens, und dann in potenzierter Weise, dem menschgewordenen Gottessohn eigen gewesen sein?

*

Von vielen Heiligen, die auf dem Einigungswege wandelten, wissen wir, daß sie nur noch wie durch einen Schleier von der Anschauung des göttlichen Wesens getrennt, in Gott als in der Ursache allen Seins, extensiv und intensiv in höchstem Maße, ohne Beteiligung der Sinne und ohne daß ihr normales Seelenleben durch dieses Übernormale beeinflußt oder gar beeinträchtigt wäre, *unermeßliche Erkenntnisse geschöpft haben.*

Die Erfahrungen solcher Heiligen sind *ein gutes Beispiel für das vollkommene Wissen Christi.* Ich möchte sie gern darlegen in Texten von Kirchenlehrern. Denn Kirchenlehrer vermögen wohl am besten das Schwierige auszudrücken, das sie meinen, und ihre Schriften sind im Ganzen von der Kirche gebilligt worden durch die Zuerkennung des Titels eines Kirchenlehrers.

Die heiligen Lehrer berichten, was sie persönlich erlebt haben, in der Regel unabhängig voneinander und gewöhnlich in großer Einsamkeit. Es steckt also keine überlieferte Lehre hinter ihren Ausführungen. Und doch bilden ihre Erfahrungen über so viele Jahrhunderte hin und bei so vielen Völkern *in erstaunlichem Unisono ein einzigartiges Beispiel zu der Lehre der Kirche:* Der Herr hat einen jeden von uns gekannt, geliebt und sich für ihn dahingegeben.

*

Der hl. **Franz von Sales** (1567–1622) wurde durch die Seelenführung der hl. Johanna Franziska von Chantal und ihrer Gefährtinnen im ersten Kloster der Heimsuchung (gegründet 1610) zu seinem eigenen großen Gewinn vor Tatsachen des geistlichen Lebens gestellt, deren Wirklichkeiten er nicht leugnen konnte und die er sich theologisch zu klären versuchen mußte. Haupthilfen wird er in den damals sehr verbreiteten, Tauber zugeschriebenen Divinae institutiones (= Medulla animae) und bei Thomas von A. gefunden haben. Die Frucht seiner Beobachtungen und seines Studiums ist sein Hauptwerk „Über die Gottesliebe („Theotimus"), 1615 erschienen.

Er legt darin dar, wie die Seele in ihrem Höchsten – Franz nennt dieses die „feine Seelenspitze" – mit Gott vereinigt sein kann ohne Beteiligung der Sinne und der Seelenvermögen und daß in dieser Vereinigung unerhört Vieles und Großes in die Seele einströmen kann. Es ist diese feine Spitze der Seele die Stärke, in der die Vereinigung des Menschen mit der unendlichen Wahrheit und Liebe stattfindet. Hierzu seien zwei Kapitel des „Theotimus" gehört (I, 11 u. 12).

Von dem höheren und dem niederen Teile der Vernunftseele[1])

Wir haben nur eine Seele, Theotimus, und diese ist unteilbar. Aber in ihr gibt es verschiedene Seinsstufen von Vollendung. Denn die Seele ist lebendig (auch die Pflanzen sind lebendig), sie ist wahrnehmungsfähig (wie die Tiere), und sie ist vernünftig. Diesen verschiedenen Stufen entsprechen auch verschiedene Eigenschaften und Neigungen, welche sie bewegen, das eine zu fliehen, das andere zu suchen.

Als Vernunftwesen haben wir einen Willen, der uns anregt, das Gute zu erstreben, wie wir es als solches erkennen oder dafür halten. In unserer Vernunftseele gibt es nun offenbar zwei ganz verschiedene Bereiche, welche der große heilige Augustinus und nach ihm alle Lehrer die beiden Teile der Seele genannt haben, den niederen und den höheren Teil der Vernunft. Die niedere Vernunft hat es mit den Sinnendingen zu tun, die sie auf Grund der sinnlichen Erfahrung erfaßt und beurteilt. Der höhere Teil der Vernunft urteilt und folgert nicht auf Grund der Sinneserfahrung, sondern aus seiner geistigen Einsicht heraus, aus seiner Fähigkeit, das zu Erkennende innerlich erfassen und nach den eigenen Vernunftgesetzen beurteilen zu können. Darum wird dieser höhere Teil gewöhnlich auch Geist oder Vernunft genannt zum Unterschied von dem niederen, dem Verstande.

Dieser höhere Teil nun kann von einem zweifachen Lichte sich leiten lassen; entweder von dem Lichte der natürlichen Einsicht – so urteilt man in der Philosophie und in allen profanen Wissenschaften – oder aber von dem übernatürlichen Lichte des Glaubens. In dieser Weise urteilen die Theologen und die Christen, indem sie vom Glauben und vom geoffenbarten Worte Gottes ausgehen, ganz besonders aber diejenigen, deren Geist durch besondere Eingebungen, Erleuchtungen und Anregungen Gottes regiert wird. Dieser höhere Teil der Seele ist es nun, mit dem wir nach dem heiligen Augustinus dem Willen Gottes anhangen und ihm folgsam sind.

Jeden Tag machen wir die Erfahrung, daß in uns mehrere Willen sind, die einander widerstreiten. Ein Vater, der seinen Sohn an den Hof oder auf eine hohe Schule schickt, kann beim Abschied der Tränen sich nicht erwehren und bezeugt dadurch, daß, wenn auch sein höherer Wille die Abreise des Sohnes zu dessen Weiterkommen wünscht, sein niederer Wille dennoch dieser Trennung widerstrebt. Oder eine Tochter heiratet mit Einwilligung ihres Vaters und ihrer Mutter. Wenn sie sich ihren Segen holt, kommen den Eltern dennoch die Tränen. Wenn auch ihr höherer Wille in das Scheiden einwilligt, der untergeordnete wehrt sich dagegen. Deswegen darf man jedoch nicht, wie die Manichäer dachten, dem Menschen zwei

Seelen oder zwei Naturen zuschreiben. Es ist vielmehr so, wie der heilige Augustinus im 8. Buch seiner Bekenntnisse, Kapitel 10, sagt: Der Wille wird von verschiedenen Seiten angezogen, von verschiedenen Motiven bewegt und scheint auf solche Weise in sich selbst geteilt zu sein, solange er hierhin und dorthin gezogen wird. Hat er aber in seiner Freiheit die Entscheidung getroffen, so folgt er entweder hierhin oder dorthin. Denn dann gewinnt der stärkere Wille die Oberhand und siegt und läßt in der Seele nur das Nachgefühl des Quälenden zurück, das der Kampf ihr verursacht hatte. Den besiegten Willen nennen wir Widerwille.

*

Das Beispiel des göttlichen Heilandes ist wunderbar in dieser Sache. Wenn man es gut bedenkt, dann kann man nicht mehr daran zweifeln, daß zwischen der höheren und der niederen Seele zu unterscheiden ist. Welcher Theologe wüßte nämlich nicht, daß der Heiland vom Augenblick der Empfängnis im Schoße der Jungfrau an in der vollkommenen Gottanschauung war? Und dennoch war er zugleich der Traurigkeit ausgesetzt, Widerwillen und Bedrängnissen des Herzens, und man darf nicht sagen, daß er nur körperlich, oder, wenn seelisch, dann nur innerhalb der Sphäre seiner Sinnenhaftigkeit, gelitten habe. Denn er selbst bezeugt es, daß seine Seele, noch bevor er irgendeine Pein von außen erlitt oder auch nur seine Quäler mit Augen sah, traurig war bis zum Tode (Matth. 26, 38).

Hierauf betete er, daß der Kelch seines Leidens an ihm vorübergehen, das heißt, daß er davor bewahrt bleibe. Er drückt auf diese Weise ganz deutlich das Wollen des niederen Teiles seiner Seele aus. Diese erwägt das Traurige und Entsetzliche des ihm bereiteten Leidens, das seiner Vorstellung in lebendigen Bildern sich einprägte, und sie zieht die sehr vernünftige Schlußfolgerung daraus, das Leiden möge abgewandt werden, der Kelch möge vorübergehen. Und er bittet den Vater darum. Aus dieser Bitte ersieht man deutlich, daß der niedere Teil der Vernunftseele etwas anderes ist als das sinnliche Erkenntnisvermögen, wie auch ihr niederes Wollen etwas anderes ist als das sinnliche Strebevermögen. Denn weder das sinnliche Strebevermögen noch überhaupt die Seele auf der Stufe ihrer Sinnenhaftigkeit sind fähig, mit Gott zu sprechen. Denn die Sinne können Gott nicht erreichen und dem Strebevermögen keine Kunde über ihn bringen.

Nachdem aber dieser selbe Heiland auf solche Weise den unteren Teil seiner Seele sich hatte betätigen lassen und dadurch bewiesen hatte, daß nach diesem Teile und dessen Überlegungen sein Wille wünschte, den Peinen und Qualen zu entfliehen, zeigte er auch den höheren Teil seiner Seele. Mit diesem hing er unverbrüchlich dem ewigen Willen und Ratschluß seines himmlischen Vaters an. Und freiwillig den Tod annehmend, sprach er, trotz des Widerstandes des niederen Teiles seiner Vernunft: „Ach, mein Vater, nicht so! Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!" (Luk 22, 42). Wenn er sagt „mein Wille", so meint er jenen Willen, der dem niederen Teil seiner Seele angehört. Indem er diese Worte aber mit Willen spricht, beweist er, daß er über diesem niederen einen höheren Willen hat.

Von der feinen Seelenspitze* (I, 12)

Im Tempel Salomons gab es drei Vorhöfe. Der eine war für die Heiden und Fremdlinge, die Gottes Hilfe suchten und nach Jerusalem kamen, um dort anzubeten. Der zweite war für die Israeliten, Männer wie Frauen, denn die Trennung zwischen Männern und Frauen stammt nicht von Salomon. Der dritte war für die Priester und Leviten. Schließlich und vor allem barg der Tempel das Allerheiligste, in das allein der Hohepriester und auch nur einmal im Jahre Zutritt hatte.

Unsere Vernunft, oder besser, unsere Vernunftseele, ist der eigentliche Tempel des allerhöchsten Gottes, der auf ganz besondere Weise darin wohnt. „Ich suchte dich draußen", sagt der heilige Augustinus, „und ich fand dich nicht, weil du in mir warst". Auch in diesem geheimnisvollen Tempel gibt es drei Vorhöfe: die drei verschiedenen Stufen der Vernunft. In der *ersten* urteilen wir auf Grund der Sinneserfahrung, in der *zweiten* auf Grund der *Glaubenserkenntnis*. Über diesen Vorhöfen und Vorstufen gibt es dann die eigentliche Höhe der Seele, *die Spitze unserer Vernunft und unseres Geistes*. Hier herrschen keine Verstandesüberlegungen und Vernunftgründe, sondern ein einfaches Innewerden unseres Geistes und ein einfaches Bereitsein unseres Willens, wodurch sich unser Geist der Wahrheit und dem Willen Gottes unterwirft und hingibt.

*

Ein gutes Bild für diese höchste Höhe unseres Seele, für diese feine Spitze unseres Geistes, kann man in dem Allerheiligsten des salomonischen Tempels finden. Denn:

1. Das Allerheiligste hatte keine Fenster, um es zu erleuchten. Auf dieser Stufe unseres Geistes gibt es *keine Erwägungen und Überlegungen mehr,* die Licht bringen.

2. Beim Allerheiligsten fiel alles Licht durch die Tür ein. Auf dieser Stufe ist Tür der Glaube, der allein Licht bringt. *Der Glaube bewirkt* wie durch eine einfallende Klarheit, *daß die Seele sieht und spürt,* wie schön und gut der Wille Gottes ist.

3. Niemand trat ins Allerheiligste als der Hohepriester. Zu dieser feinen Seelenspitze haben Überlegungen und Erwägungen keinen Zutritt, sondern allein jene erhabene alles umfassende und höchste Gesinnung, daß *der Wille Gottes unumschränkt geliebt,* angenommen und umfangen werden muß, und zwar nicht bloß in Einzelfällen hier und da, sondern ausnahmslos bei allem, und nicht nur bei allem im allgemeinen, sondern auch bei jeder Einzelheit im besonderen.

4. Der Hohepriester, der das Allerheiligste betrat, verdunkelte noch das Licht, das durch die Tür einfiel, indem er eine Menge Weihrauch in seinem Weihrauchfasse auflegte. Der Rauch davon verdunkelte die Helle, welche durch die Tür einfiel. So ist alles Sehen in der feinen Spitze der Seele gewissermaßen verdunkelt durch die beständigen Entsagungen und Opfer der Seele. Die Seele will *nicht so sehr* die Schönheit der Wahrheit und die wahre Güte, die sich ihr darbieten, *genießend betrachten,* sie will sie umfangen und anbeten. Deshalb möchte sie fast die Augen schließen, sobald ihr die Erhabenheit des göttlichen Willens aufgegangen ist, um, statt betrachtend bei ihm zu verweilen, *ihn eilends voll und ganz anzunehmen* und um durch eine uneingeschränkte Hingabe sich ihm zu unterwerfen und sich völlig mit ihm zu vereinen.

5. Endlich befand sich in dem Allerheiligsten die Bundeslade. Darin oder wenigstens bei ihr waren die Gesetzestafeln, ein goldenes Gefäß mit Manna und der Stab Aarons, der in einer Nacht Blüten und Früchte getrieben hatte. In dieser höchsten Spitze des Geistes befinden sich: 1) *Das Licht des Glaubens,* dargestellt durch das in dem Gefäß verborgene Manna; durch den Glauben geben wir uns der Wahrheit der Geheimnisse hin, die wir nicht einsehen. – 2) *Der Segen der Hoffnung,* dargestellt durch Aarons blühenden und fruchttragenden Stab; durch die Hoffnung geben wir uns den verheißenen Gütern hin, die kein Auge geschaut hat. – 3) *Die Lieblichkeit der heiligen Liebe;* sie ist dargestellt durch die Gebote Gottes, die sie in sich schließt; durch die Liebe geben wir uns der Vereinigung unseres Geistes mit dem Geiste Gottes hin.

Diese Vereinigung unseres Geistes mit dem Geiste Gottes fühlen wir fast nicht. Denn obwohl Glaube, Hoffnung und Liebe ihre göttliche Wirksamkeit auf fast alle unsere seelischen Vermögen und Fähigkeiten, des Geistes wie der Sinne, erstrekken, sie ordnen und ihrer gerechten Gewalt unterwerfen, so ist

doch *ihre eigentliche Stätte,* ihr wahrer natürlicher Sitz, *dieser höchste Gipfel der Seele.* Von dort ergießen sie sich, wie aus einem reichen Quell lebendigen Wassers, in mannigfachen Strahlen und Bächen über die verschiedenen Teile und Vermögen der Seele.

So gibt es also, Theotimus, in dem höheren Teil unserer Vernunft, zwei Stufen. Auf der unteren Stufe dieses höheren Teiles erfolgen die vom Glauben und vom übernatürlichen Lichte geleiteten Überlegungen und Erwägungen. Auf der höheren (das ist auf der höchsten Höhe unseres Geistes) findet das einfache (an besondere Überlegungen und Akte nicht gebundene) Hingegebensein an Gott statt in Glaube, Hoffnung und Liebe.

*

Die Seele des heiligen Paulus war von einem zweifachen Verlangen bedrängt. Das eine war, von seinem Leibe befreit zu werden, um zu Jesus in den Himmel zu gehen, das andere, auf dieser Welt zu bleiben, um hier an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten (vgl. Phil 1, 23 ff). Ohne Zweifel war jedes dieser beiden Verlangen in dem höheren Teile seiner Seele, denn sie entsprangen beide der Liebe. Aber der Entschluß, dem zweiten Verlangen zu folgen, ergab sich nicht aus Überlegungen, sondern aus dem einfachen Innewerden und Empfinden dessen, was der Herr von ihm wollte. Und dem gab sich nur die feine Seelenspitze dieses großen Dieners Gottes hin, unbeschadet aller Gegengründe, welche die Vernunft auf ihrer unteren Stufe anführen möchte.

Wenn aber Glaube, Hoffnung und Liebe sich auf dem Seelengipfel durch dieses heilige Sichhingeben betätigen, wie können dann auf der darunterliegenden Stufe noch Erörterungen der gläubigen Vernunft stattfinden, wo der Glaube auf der höchsten schon entschieden hat? Es ist hier so, Theotimus, wie es manchmal bei Gericht ist. Da streiten die Anwälte mit langen Beweisgründen für die Parteien über die Rechts- und Tatsachenfragen. Und die gesetzgebende Körperschaft oder der oberste Gerichtshof lösen von oben her alle Schwierigkeiten durch eine höchste und letzte Entscheidung. Wenn diese ausgesprochen ist, dann hören die Anwälte und die Besucher der Gerichtsverhandlung deshalb nicht auf, unter sich die Gründe zu erörtern, welche die oberste Instanz gehabt haben mochte. Ebenso hört auch die Vernunft, wenn Gründe und mehr noch die Gnade Gottes die höchste und letzte Stufe des Geistes bestimmt haben, gläubig und unwiderruflich zuzustimmen, nicht auf, sich noch weiter über diese selbe schon angenommene gläubige Entscheidung Gedanken zu machen, um ihre Motive und Gründe zu erkennen. Diese Erörterungen der gläubigen Vernunft gehen in den Schranken, in dem Gerichtshof des höheren Teiles der Seele vor sich. *Die Entscheidungen aber erfolgen von höchster Stelle,* sie geschehen *auf dem Richterstuhl der Spitze unseres Geistes.*

Weil die Kenntnis dieser Stufen unserer Vernunft erforderlich ist, um die Bücher, welche vom geistlichen Leben handeln, recht zu verstehen, so habe ich sie etwas ausführlicher erklären wollen.

* * *

Es ist das Ziel der hier und in den nächsten Ausgaben gebotenen Darlegungen von Kirchenlehrern, eine Verstehenshilfe für das vollkommene Wissen Christi zu geben. Denn was diese Lehrer über sich selbst bezeugen, muß es doch in potentieller und eminenter Weise beim Herrn selbst gegeben haben.

Das Anliegen sei einmal formuliert mit ein paar Sätzen von drei nicht unbedeutenden Theologen:

- *Herbert Thurston,* der vielleicht der beste Heiligenkenner ist, der in unserem Jahrhundert gelebt hat, sagt einmal von der hl. Katharina von Genua († 1510), was durch ihren Traktat über den Reinigungsort aufs beste verdeutlicht wird: „Sie lebte in der innigsten Einigung mit Gott (Thurston versteht darunter das ununterbrochene Verweilen des tieferen Herzens bei den göttlichen drei Personen, die darin Wohnung genommen haben) und zugleich in einer allumfassenden Bedachtsamkeit auf ihre Aufgabe in dieser Welt und in liebender Zuneigung zu den Menschen“[2]).
- *Scaramelli*[3]) gibt die Erfahrung der Mystiker mit folgenden Worten wieder: „Selbst dann, wenn eine solche Person redet, sich unterhält, mit anderen umgeht, äußere Werke im Dienste Gottes verübt, ja selbst wenn sie Verfolgungen, Mühen und Leiden erduldet, läßt sie nicht ab, in ihrem Innersten die süße und liebliche Gemeinschaft mit Gott zu genießen. Es scheint ihr dabei zuweilen, daß zwischen ihr und ihrem Geiste eine Trennung vor sich gegangen sei; denn während sie mit zerstreuenden Arbeiten beschäftigt ist, sieht, oder besser gesagt, fühlt sie, daß ihr Geist keineswegs aus der Ruhe gebracht wird, die er innerlich in Gott genießt.“
- *August Poulain*[4]) erklärt die umwandelnde Vereinigung als einen Zustand, für den wesentlich ist „eine fast ständige Vereinigung mit Gott auch während der äußeren Beschäftigungen, und zwar so, daß diese zwei so verschiedenen Verrichtungen sich gegenseitig nicht hindern.“ Er zitiert u. a. die Sel. Maria von der Menschwerdung (1606–1672), Ursuline in Quebec, die sagte: „In diesem Zustand kann man über alles sprechen, man kann lesen, schreiben, arbeiten und machen, was man will, die Seele hört nicht auf, mit Gott vereint zu sein. Die Stürme der Versuchungen erreichen sie nicht, und nichts vermag die Seele aus ihrem seligen Aufenthaltsorte zu entfernen.“[5])

---

* Was der heilige Kirchenlehrer in diesem Kapitel durch einen groß durchgeführten Vergleich, den *Henri Bremond* genial nennt, klären will, ist diese Erfahrung gottliebender Menschen, daß sie in den Vermögen ihrer Seele, in ihrem Bewußtsein, Verstand, Willen, Gefühl, nicht einen Hauch von Gott verspüren können, wie der Heiland am Ölberg oder am Kreuz, und daß sie trotzdem im Grunde der Seele, im Wesen der Seele, worin die Vermögen wurzeln, oder, wie der heilige Franz von Sales sich lieber ausdrückt, im Höchsten der Seele, in der feinen Seelenspitze, *mit Gott unaussprechlich vereint* sind. Der heilige Kirchenlehrer vergleicht die Seele mit einem hohen Berge, dessen schneebedeckte Spitze im Glanz der Sonne sich badet, während der Berg selbst, seine Niederungen, durch dunkle Wolken verhängt sein können, durch die kein Lichtstrahl dringt, und an seinen Abhängen können sich die furchtbarsten Gewitter entladen. Was in der Spitze der Seele (in ihrem Grunde, ihrem Wesen) sich abspielt, braucht durchaus nicht in den Vermögen der Seele feststellbar zu sein. Die heiligmachende Gnade sowie Glaube, Hoffnung und Liebe, wenn sie auch in den Vermögen sich betätigen, haben ihren Sitz in dieser Spitze. Das macht es begreiflich, warum so manche Gott wahrhaft liebende Seele sich wie verworfen vorkommen kann, ohne Glaube, Hoffnung und Liebe.

1) Zu meinem Buch „Gebet und Hingabe – Ausführungen der Heiligen Theresia vom Kinde Jesu, Johannes vom Kreuz, Franz von Sales, Theresia von Jesus“, Paderborn [5]1968, habe ich die Texte des hl. Franz von Sales übersetzt, die beiden Kapitel dort S. 174–249; S. 177–185.

2) Herbert Thurston – Donald Attwater, Butler's Lives of the Saints, London 1956, III, 559.

3) Anleitung in der mystischen Theologie, 1. Teil, 2. Abth., Regensburg 1855, S. 205. Reprint Hildesheim 1973.

4) Die Fülle der Gnaden, B. 1, S. 394 (Freiburg 1910).

5) a. a. O., S. 413.

Ostergruß

Um das Osterfest gedenken wir auch der Jünger – selber teilhabend – v. a. der inneren Dramatik ihrer Betroffenheit: Zwischen Niedergeschlagenheit, Nichtverstehen, innigstem Begegnungstrost („Da freuten sie sich, als sie den Herrn sahen“) und sieghafter Gewißheit: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden.“ Sie wurden Geist-getragene Zeugen. In dieser alles Menschliche erfüllend überwindenden Glaubensgewißheit sei am leeren Grab unser Zeichen: der verheißene und geschenkte Friede des Auferstandenen und das Lob des Alleluja!

In österlicher Verbundenheit grüßt alle Leser herzlich Ihr Johannes Bökmann

P. DR. KARL WITTKEMPER MSC

Zur heutigen Theologie der Herz-Jesu-Verehrung

Kardinal Ratzinger: Das Ostergeheimnis und die Herz-Jesu-Verehrung

Der Kongreß in Toulouse *(Schluß)*

Am zweiten Tag des Kongresses ging es um das Thema: *Herz Jesu und Hl. Geist. Kardinal Suenens/Belgien hielt einen Vortrag über: „In der Kraft des Hl. Geistes lieben".*

1. Der Hl. Geist gibt uns *neue Augen*, er läßt uns in einem neuen Licht die Geheimnisse Gottes schauen, läßt uns in seine Tiefen eindringen. Glaubend erkennen wir Gott als unsern Vater, nennen ihn mit dem vertrauten Namen „Abba", erleuchtet vom Hl. Geist dringen wir ein in das Geheimnis Jesu Christi, der ganz Mensch ist, aber auch ganz Gott, der unser Bruder geworden ist; geführt vom Hl. Geist sehen wir, was die Kirche ist und sein will: sie ist gottgewollte Institution, aber mehr als Institution, sie ist geheimnisvoller Leib Christi; und wenn wir sie oft als Kirche der Sünder erleben, sie ist und bleibt doch eine Kirche der Heiligen; wenn wir unter der Spaltung der Christenheit leiden, es sollte doch immer mehr die eine, katholische Kirche werden; die Kraft Gottes wirkt auch heute noch in ihr; dafür sollten wir ein Auge haben. Im Lichte des Geistes Gottes sollte Maria immer mehr als Mutter des Herrn und als unsere Mutter, als Mutter der Kirche vor uns erstehen.

2. Der Hl. Geist schenkt uns ein *neues Herz,* um zu lieben, um Gott und unsere Mitmenschen zu lieben mit echter, wirklicher Liebe, in ehrlicher Hingabe. Er kommt uns zuvor in einzigartiger, persönlicher, treuer und nie endender Liebe. Er lehrt uns, mit dieser Liebe über uns selbst hinaus Ihn wiederzulieben und diese Liebe weiterzuschenken nicht an die „Menschheit", sondern an die einzelnen Menschen ganz persönlich (wieviele Menschen lieben wir echt?).

3. Der Hl. Geist gibt uns eine *neue Kraft zum Handeln,* zur Verwirklichung der Ideale der Gottes- und Nächstenliebe. Durch seine Herabkunft hat er die Welt neu geschaffen, einst ist es Pfingsten geworden; er wandelt die Welt immerfort, stets wird es von neuem Pfingsten. „Ihr werdet Zeugnis von mir ablegen" – „Ihr werdet Zeichen und Wunder wirken".

Mons. Jorge Mejía/Rom: Geboren aus der Seite Christi. Hinweise auf die Einheit der Kirche

Ausgehend von modernen Tendenzen, die Jesus die Absicht der Gründung der Kirche absprechen wollen, stellt der Referent klar, daß die Gründung der Kirche von Jesus Christus beabsichtigt war und von Anfang an im Plan Gottes lag. Er weist das nach aus dem Leben und Wirken Jesu. Dazu führt er drei Hauptmomente aus der Schrift als Beleg an:

1. Die Geburt der Kirche in Maria und aus Maria unter Hinweis auf die Verkündigungs- und Kreuzigungsszene; vgl. Leo den Großen, PL 54, 213: Generatio Christi origo est populi christiani, et natalis capitis natalis corporis est; am Fuß des Kreuzes (Joh 19, 26–27) steht Johannes stellvertretend für uns alle, für die Kirche; sie wird seine Mutter und damit auch unser aller Mutter, Mutter der Kirche.

2. Die kirchenbegründenden Taten Jesu unter besonderer Berücksichtigung der Wahl der Zwölf, der Ernennung des Simon als Kephas-Petrus, die Einsetzung der Eucharistie;

3. Die Geburt der Kirche beim Tode Jesu am Kreuz. Hier folgt ein kurzer Hinweis darauf, daß auch Pfingsten im Kommen des Hl. Geistes als „Geburtsstunde der Kirche" bezeichnet wird.

Alsdann wendet er sich dem eigentlichen Thema zu. Er beginnt mit einer exegetischen Untersuchung der Johannestexte über die Kreuzigung, die er, besonders mit Rücksicht auf die Öffnung der Seite Jesu, nicht als symbolische, sondern als historische Darstellung verstanden haben möchte. Dennoch bemerkt er, daß der Evangelist sich bewußt als Darsteller eines Mysteriums kenntlich macht. In der Betrachtung der einzelnen Elemente dieses Johannestextes wendet er sich zunächst und hauptsächlich jenem der *Öffnung der Seite* zu (Joh 19, 34–37). Im Fließen von Wasser und Blut aus der Seite des Herrn sieht er besonders im „Wasser" die Erfüllung der Verheißung Jesu aus 7, 37–39 verwirklicht. Im Fließen des „Wassers" wird die Gabe des Hl. Geistes Wirklichkeit. Die (Wasser-)Geistspende in Verbindung mit dem „Blut" läßt Verbindungen sehen mit der Stelle aus dem Johannesbrief: „Drei sind es, die Zeugnis ablegen: der Geist, das Wasser, und das Blut; und diese drei sind eins" (1 Joh 5, 7–8). Die ekklesiale wie auch sakramentale Bedeutung dieser Stelle erscheint aus dem Zusammenhang und der Absicht des Evangelisten exegetisch erwiesen und durch die traditionelle Auslegung noch bestärkt. Aus diesem Grunde muß diese Stelle auch mit der Gründung der Kirche in Zusammenhang gebracht werden.

Zwei weitere Textelemente, auf die Bezug genommen wird, bezeugen das noch stärker. Da sind zunächst *die Worte Jesu an seine Mutter und an den Jünger.* Der Tradition gemäß wird Maria dabei als das „neue Sion" oder die „neue Eva" verstanden, der Jünger aber steht in Vertretung aller, die an Jesus glauben. Als zweites ergänzendes Element verweist er auf die Szene der *Verteilung der Kleider durch die Soldaten.* Die Tradition sah bereits in der frühen Väterzeit in dem nahtlosen Unterrock des Herrn, der dabei „ungeteilt" blieb, ein Bild der Einheit der Kirche. Die Zusammenschau all dieser Elemente – so die Schlußfolgerung des Referenten – macht eindeutig, daß auch die Darstellung der Durchbohrung nur ekklesiologisch verstanden werden kann, somit also auf *das Hervorgehen der Kirche aus der Seite Christi* hinweist. Zur Bestätigung dieser Schriftaussage wird dann noch auf einen weiteren Schrifttext hingewiesen. Es handelt sich um die Stelle aus dem Epheserbrief (Eph 5, 21–23), die sich mit dem *Vergleich Christus „Bräutigam" und Kirche „Braut"* befaßt. Anhand der Untersuchungen von Seb. Tromp über Zeugnisse aus der Tradition der Kirche, nach denen diese Johannesstelle ekklesiologisch gesehen wurde, bringt M. noch eine weitere Erhärtung seiner These.

Die weitere Darlegung ist eigentlich als Schlußfolgerung des Gesagten zu sehen und soll als ein Beitrag zur ökumenischen Frage betrachtet werden. Daher steht im Mittelpunkt der Gedanke der Einheit der Kirche. Dabei finden die angeführten Bilder ihre besondere Anwendung auf den Gedanken dieser Einheit. Erweiternd wird noch Bezug genommen auf die Stelle aus dem Epheserbrief, die auf die in Christus neugewonnene Einheit zwischen Juden und Heiden hinweist (Eph 2, 15b–16). Er schließt den Vortrag ab mit dem Wort von Prosper von Aquitanien: „Cor Christi est Ecclesia" und sagt: „Die Kirche ist erst wirklich, was sie sein soll, wenn sie sich voll und ganz identifiziert mit dem Herzen dessen, der ihr den Ursprung gab!"

Der dritte Tag war der Geschichte und der Eschatologie gewidmet. Zuerst sprach

Kardinal Ratzinger/München: „Das Ostergeheimnis und die Herz-Jesu-Verehrung"

Als die Enzyklika „Haurietis aquas" erschien, war die HJV schon in eine Krise geraten. Die liturgische Bewegung mit ihrer Abwendung von jedem gefühlsbetonten Subjektivismus und die Hinwendung zur Bibel beherrschten mehr und mehr das geistige Klima der Kirche. Ein gefährlicher Dualismus zwischen liturgisch-biblischer Frömmigkeit und den neuzeitlichen Formen christologisch (und marianisch) geprägten Betens zeichnete sich ab. Es setzten Bemühungen von verschie-

denen Seiten ein (der Name Hugo Rahners sei hier rühmend erwähnt), beide Strömungen einander anzunähern, die HJV in der Schrift zu begründen durch Hinweis auf Joh 7, 37–39 und 19, 34 sowie deren Beziehung zum Pascha-Mysterium darzulegen (dies ist auch Mitte der HJV). Aber es bleiben Bedenken bestehen: in den Johannesstellen wird nicht *ausdrücklich* das Wort „Herz" gebraucht; in Joh 7, 38 ist vom *„Innern"* des Herrn die Rede (vgl. die neueste Einheitsübersetzung der Hl. Schrift und den Anfang der genannten Enzyklika) und 19, 34 von der *„Seite"* des Herrn. Ferner – und dies ist ein noch gravierenderer Einwand –: wenn sich HJV als eine Weise des Pascha-Mysteriums darstellt, ist sie dann wirklich notwendig? Sollte man nicht damit zufrieden sein, das Ostergeheimnis dort mitzuvollziehen, wo es im Mysterium real da ist, nämlich in der Liturgie und in den Sakramenten der Kirche? Solche und ähnliche Fragen haben nach dem Konzil zu der Ansicht geführt, alles, was vor der Liturgiereform geäußerst wurde, sei hinfällig geworden, auch die HJV. Doch ist hier das Konzil sicher mißverstanden worden. Die Enzyklika hatte darauf schon Antwort gegeben mit der Entfaltung „einer Anthropologie, einer Theologie der Leiblichkeit, in der sie die philosophische und auch psychologische Grundlage des Herz-Jesu-Kultes sieht. Leib steht nicht äußerlich neben Geist; er ist dessen Selbstaussage, sein Bild ... Die Person vollzieht sich selbst im Leib und der Leib ist daher ihr Ausdruck. In ihm kann man das Unsichtbare des Geistes sehen ... das Fleisch ist Ausdrucksgestalt des Geistes und so möglicher Wohnort des Geistes ..."

Die Enzyklika zieht aus ihrer Theologie der Leiblichkeit eine wesentliche Schlußfolgerung:

„Der Mensch bedarf des Schauens, des schauenden Innehaltens, das zur Berührung führt, um der Geheimnisse Gottes innezuwerden. Er muß die Skala des Leibes betreten, um auf ihr den Weg zu finden, zu dem der Glaube ihn einlädt. Von den Problemen der Gegenwart her könnte man sagen: die sogenannte objektive Frömmigkeit des feiernden Mitvollzugs der Liturgie genügt nicht. *Die außerordentliche seelische Vertiefung, die die Mystik des Mittelalters und die große kirchliche Frömmigkeit der Neuzeit gebracht hat, kann nicht im Rahmen einer Wiederentdekkung der Bibel und der Väter als überholt oder gar als abwegig beiseite gelassen werden.* Die Liturgie selbst kann nur dann ihrem besonderen Anspruch gemäß gefeiert werden, wenn sie vorbereitend begleitet ist von dem meditativen Verweilen, in dem das Herz zu schauen und zu verweilen beginnt und so auch die Sinne in das Schauen des Herzens einbezogen werden ..."

„Die Theologie der Leiblichkeit, die die Enzyklika vorlegt, ist sogleich eine Apologie des Herzens, der Sinne und des Gefühls". Die Grenzen der Ratio werden sichtbar, die Liebe führt zu Erkenntnis, ist Erkenntnis. Richard von St. Viktor sagt mit Recht: „Die Liebe ist ein Auge, und Liebe heißt Sehen".

Die Enzyklika lädt ausdrücklich zu einer sinnhaften Frömmigkeit ein, die der Leibhaftigkeit der gottmenschlichen Liebe Jesu Christi entspricht; sie ist Frömmigkeit im Sinn des Kardinals Newman: Cor ad cor loquitur, das Herz spricht zum Herzen ...

Die Enzyklika wendet sich gegen das stoische Ideal der Apathie, gegen die Auffassung, der Mensch müsse über den Leidenschaften, Empfindungen und Gefühlen, ja in Abwehr gegen sie stehen. Aber das ist nicht das Bild Gottes und Christi, wie es uns in der Bibel entgegentritt: Jesus hat Angst, er freut sich, er hofft und verzagt, er ist leidensfähig und leidet wirklich (der Gedanke des nur scheinbaren Leidens Jesu ist unbiblisch und unchristlich); passio ohne passiones gibt es nicht, das Leiden setzt die Kraft der Empfindungen voraus. Ferner: Gott ist ein Leidender, weil er ein *Liebender* ist; das hat das Neue Testament klar gesehen ... Fort mit einer rein rational geprägten Theologie und Frömmigkeit! Inkarnatorische Frömmigkeit muß passionierte Frömmigkeit sein. Neuere Entwicklungen in der Theologie und in der Frömmigkeit zeigen, „wieviel im Leben der Kirche gerade in dem Augenblick ausgefallen ist, in dem *man glaubte, die gesamte Frömmigkeit des zweiten christlichen Jahrtausends als belanglos beiseite schieben zu können und sich mit dem begnügen zu dürfen, was man für die reine Frömmigkeit der Bibel und der ersten Jahrhunderte hielt."*

Die christliche Frömmigkeit bezieht Sinne und Gefühle mit ein, die ihre Mitte im Herzen haben. Dies alles ist Ausdruck des Pascha-Mysteriums, dieser Liebesgeschichte Gottes mit den Menschen. Vgl. das 11. Kapitel von Hosea, dies alttestamentliche Hohelied der Liebe, die Parallele zu 1 Kor 13: hier ersteht vor unseren Augen „das Drama des Herzens Gottes, das seine Gerechtigkeit durch Mitleid umstößt und gerade so gerecht bleibt".

Den Vätern, die großenteils der philosophischen Welt des Platonismus und der Stoa verhaftet waren, fiel es nicht leicht, die volle Bedeutung des Herzens zu erkennen und zu werten. Und doch steht bei Augustinus das Herz im Mittelpunkt seiner dialogischen Anthropologie (siehe die „Confessiones"). Nach Origenes ist das Herz die Mitte des Menschen, es wird „zur Benennung der tieferen Schicht des geistigen Daseins, in der sich eine unmittelbare Berührung mit dem Göttlichen vollzieht." Von hier aus spannt sich der Bogen zur Mystik des Mittelalters und seiner Herz-Jesu-Frömmigkeit.

Eine Überlegung zum Schluß: im Gegensatz zur Stoa, zu Philosophen wie Cicero und Seneca, bei denen alles aus Selbsterhaltung geht, ist es im christlichen Glauben umgekehrt: Das durchbohrte Herz Jesu ist nicht Selbsterhaltung, sondern Selbstpreisgabe. Es rettet die Welt, indem es sich öffnet, ... indem es sich verschenkt.

So ist im Herzen Jesu die Mitte des Christentums vor uns hingestellt. In ihm ist alles gesagt, das wahrhaft umstürzend Neue, das im Neuen Bund geschieht. Dieses Herz ruft unser Herz, *aus dem vergeblichen Versuch der Selbsterhaltung herauszutreten und im Mitlieben, im Verschenken unser selbst an Ihn und mit Ihm die Fülle der Liebe zu finden, die allein die Ewigkeit ist, und die allein die Welt erhält."*

* * *

Zu Christus gehört Maria, zum Herzen Christi das Herz Mariä. So war es eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß im Herz-Jesu-Kongreß auch der Gottesmutter gedacht wurde.

P. Candido Pozo SJ/Granada:
Das Herz Mariens, Herz der Neuen Eva

Pius XII. bezeichnet in seiner Enzyklika (AAS 48, 1956, 332, vgl. 352) Maria als kostbares Geschenk des Herzens Jesu; sie ist Jesu Mutter und unser aller geistige Mutter, „Gefährtin Christi bei der Rückführung der Kinder Evas zum göttlichen Gnadenleben". St. Augustin sagt: „Ganz Mutter der Glieder des Heilandes, die wir sind, weil sie mitgewirkt hat in Liebe, daß Gläubige in der Kirche geboren würden, die Glieder jenes Hauptes sind."

Diese geistliche Mutterschaft Mariens, feierlich verkündet am Kreuz (Joh 19, 26), hat ihren Ursprung in ihrem Fiat bei der Verkündigung des Engels, setzt sich fort in ihrem ganzen Leben bis zum Fiat unter dem Kreuz, dauert an durch die ganze Ewigkeit in ihrer himmlischen Fürbitte: sie ist bewirkt worden durch die Liebe Christi, *ein Geschenk seines Herzens;* sie wird von Maria ausgeübt „in Liebe", wie Augustin ausdrücklich bemerkt, hat also ihren Grund *in ihrem Herzen.*

Johannes Paul II. sagt in seiner Enzyklika „Dives in misericordia" (Nr. 9): Sie hat auf außerordentliche Weise mit dem Opfer ihres Herzens teilgenommen an der Offenbarung des göttlichen Erbarmens. „Niemand hat wie Maria dieses Geheimnis mit dem Herzen aufgenommen: die wahrhaft gött-

liche Dimension der Erlösung, die sich vollzog durch den Tod des Gottessohnes auf Golgota zusammen mit dem Herzensopfer seiner Mutter, zusammen mit ihrem endgültigen ‚Fiat'."

Unsere Annahme an Kindesstatt hat einen doppelten Bezugspunkt, wenn auch beide Pole nicht auf derselben Ebene liegen: Gott, den Vater, und Maria, die Mutter. Röm 8, 20: Christus ist der Erstgeborene unter vielen Brüdern. Wir wären aber nicht in vollem Sinn seine Brüder, wenn uns seine Mutter nicht auch zu unserer Mutter gegeben worden wäre. Vgl. auch die Ansprache des Hl. Vaters in Czenstochau am 4. Juni 1979.

Maria ist nicht nur leibliche Mutter Jesu Christi, sie ist Mutter Jesu Christi, des Hauptes des geheimnisvollen Leibes, zugleich als Mithelferin beim Erlösungswerk auch seine „Braut", die Neue Eva, die mit dem Neuen Adam zusammenwirkt („Munificentissimus Deus" DS 3901); sie ist Mutter aller Lebenden (Gen 3, 20).

Die Mitwirkung zu unserm Heil gründet letztlich *im Herzen der Neuen Eva,* die ihr Ja dazu in Liebe und aus Liebe spricht.

Das ist kein wirrer mariologischer Maximalismus; diese Überlegungen lassen sich zurückverfolgen bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hinein, bis auf Justin, Irenaeus und Tertullian. Bei Tertullian ist es beachtenswert, daß nicht bloß Maria, sondern auch *die Kirche als Neue Eva* bezeichnet wird (zum ersten Mal nennt der zweite Clemensbrief, der nicht vom Papst Clemens stammt, sondern von einem unbekannten Autor des 2. Jahrhunderts, die Kirche Neue Eva). Ambrosius ist es, der dann *ausdrücklich* die Parallele zwischen Maria und Kirche, zwischen Kirche und Maria hervorhebt (vgl. Apok. 12).

Vgl. auch die Entwicklung der Verehrung Mariä, die besonders nach dem Konzil von Ephesus stark in Erscheinung tritt, aber schon vorher deutliche Spuren hinterlassen hat (z. B. im „Sub tuum praesidium", das bereits um 250 nach Christus bezeugt ist).

Schlußvortrag von Weihbischof M. Gaidon/ Autun mit Sitz in Paray-le-Monial:

Die heutige Zeit – ein Ruf nach der Kultur der Liebe

Der 1. Teil der Darlegungen gibt einen Überblick über die Mißstände und Übel der jetzigen Zeit, wie sie schon in der Enzyklika „Haurietis aquas" sowie von den späteren Päpsten und dem Zweiten Vaticanum zum Ausdruck gebracht wurden; es ist die Rede vor allem vom militanten Atheismus und vom Materialismus, verbunden mit einer zügellosen Freiheit des Trieblebens. Welches sind die Heilmittel? Wir müssen an die Liebe Gottes glauben, sie in die Mitte unseres Lebens stellen, sie den Menschen künden in Wort und Tat, die Hoheit und Würde des Menschen achten und die Kultur zu einer Kultur der Liebe werden lassen, d. h. zu einer Kultur, die von der Liebe geprägt und getragen wird; die Pflege der Gerechtigkeit, so notwendig sie ist, genügt nicht; es muß die Liebe hinzutreten, m. a. W. es muß das Reich des Herzens Jesu errichtet werden in uns selbst und in den Mitmenschen.

Der Titel *des 2. Teils* lautet: Jouer Coeur ou perdre la Partie, d. h. Herz spielen oder die Partie verlieren.

Journalisten haben am Tag nach dem Erscheinen von „Dives in Misericordia" bemerkt: kein Papst sei je soweit gegangen in seinem Mißtrauen gegenüber der Mentalität der heutigen Zeit wie Johannes Paul II.; denn Wort und Begriff „Barmherzigkeit" wecken im Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ein Gefühl des Unbehagens, da er sich durch eine bisher noch nie dagewesene Entwicklung in Wissenschaft und Technik zum Herrn der Erde gemacht habe, da gebe es keinen Raum mehr für Barmherzigkeit ... Wie kann man in den Zeiten eines Marx von Barmherzigkeit sprechen, in den Zeiten eines Freud von Herz, in den Zeiten eines Nietzsche von Demut?

Eine überall gegenwärtige, einseitige intellektualistische

Einstellung „terrorisiert" den Geist. Anthropozentrismus und Theozentrismus sollten harmonisch miteinander verbunden sein, klaffen aber oft weit auseinander. Man müßte einsehen, daß der Mensch nur dadurch wirklich frustriert wird, daß er sich von Gott trennt. Der kämpferische Atheismus ist zur Stunde ein großes Hindernis für den gläubigen Menschen, aber Abstriche vom Evangelium machen bedeutet keine Lösung. – Spirituelle und mystische Werte der Religion, besonders der Herz-Jesu-Verehrung, werden immer wieder in Frage gestellt.

Aber die Bilanz der heutigen Lage ist in Wirklichkeit weniger düster als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es macht sich eine Rückkehr zur Innerlichkeit bemerkbar, es zeigt sich ein Bedürfnis zu beten, ein „Geschmack" an Gott ist von neuem da. Zum Staunen vieler entstehen neue religiöse Gemeinschaften und Gruppierungen, z. B. der Focolarini, der charismatischen Bewegung, der para-monastischen Vereinigungen. Das Verlangen und die Suche nach zärtlicher Liebe könnten Einladungen zur Rückkehr zum Herzen Gottes sein. Jugendgruppen, die nach Paray-le-Monial kommen, sind weit entfernt von der Welt der kalten, rein logisch denkenden, technokratischen Rationalität, sie geben sich dem unentgeltlichen Einsatz hin wie auch der Poesie, dem Beten und der Reinheit der Liebe. Es ist die Stunde gekommen: man soll eine Pastoral entwickeln, die sich an den ganzen Menschen wendet mit seinen intellektuellen Fähigkeiten, mit seinen zwischenmenschlichen Beziehungen, mit seiner Vorliebe zur Aktion, mit seinen affektiven Möglichkeiten. Man darf im Christentum, der Religion der Liebe, nie die Rolle der Affektivität, die Bedeutung des Herzens, aufs Spiel setzen.

Der 3. Teil hat zur Überschrift: *„Amoriser" le Monde:* die Welt mit Liebe erfüllen, die Welt zur Liebe führen. Der Kongreß hätte keinen Sinn, wenn er nicht eine neue Dynamik, eine neue Hoffnung in der Kirche auslöste, auf dem Gebiete der Christologie (besondere Berücksichtigung der Liebe und des Herzens Jesu), auf dem Gebiete der Anthropologie (die Liebe, das Herz des Menschen muß mehr in den Vordergrund gestellt werden: „Cor ad cor loquitur"), auf dem Gebiete der Volksfrömmigkeit muß der Herz-Jesu-Verehrung mehr Raum gegeben werden (in der künstlerischen Darstellung, in Predigt und Katechese, in der Seelenführung): Boten der Liebe müssen wir werden.

* * *

PROF. DR. WOLFGANG KUHN

„Darwin hat die Welt verdummt"

Evolutionstheorie zwischen Wissenschaft und Ideologie. Vor einhundert Jahren starb Ch. R. Darwin

Selten wohl traf auf einen bahnbrechenden Wissenschaftler Schillers Wort, daß sein Charakterbild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte schwanke in solchem Ausmaß zu wie auf Charles Robert Darwin, den Begründer der modernen Evolutionstheorie. Die Skala reicht von der emphatischen Äußerung Gerhard Heberers „Man denke sich den Darwinismus aus der Geschichte der Biologie fort – was bliebe dann?" (1) bis zu jenem lapidaren, nichtsdestoweniger vernichtenden Urteil Jakobs v. Uexküll, des Begründers der Umweltlehre, „Darwin hat die Welt verdummt!" (2). Wenn jedoch anerkannte Wissenschaftler zur gleichen Zeit für und gegen die Abstammungslehre auftreten, so urteilt O. Spülbeck – und das erleben wir heute in kaum minder heftiger Form als noch zu Darwins Lebzeiten – dann kann im wissenschaftlichen Befund allein nicht mehr die Ursache dieser Meinungsverschiedenheit liegen (3).

Immer noch und immer wieder muß der Evolutionismus, vornehmlich in pseudo- und populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen dazu herhalten, den christlichen Glauben zu verunglimpfen und scheinbar zu widerlegen. Das jüngste Beispiel einer solchen unwissenschaftlichen und unerlaubten Grenzüberschreitung liefert H. v. Ditfurths Buch mit dem irreführenden Titel ‚Wir sind nicht nur von dieser Welt' (4). Der als Journalist bekanntgewordene Psychiater behauptet u. a., Christi Lehre könne heute deshalb keine Bedeutung mehr haben, weil sie nahezu 2000 Jahre alt und die Evolution inzwischen weiter vorangeschritten sei. Eine absolute, ein für allemal geltende verbindliche Wahrheit könne es eben wegen der ständigen evolutiven Veränderungen nicht geben. Offensichtlich hat, trotz gegenteiliger Beteuerungen von beiden Seiten, der antitheologische Stachel, der des abgefallenen Baccalaureus der Theologie Darwin materialistische ‚natürliche Schöpfungsgeschichte' (Haeckel) von Anfang an kennzeichnete, bis heute nichts von seiner Schärfe eingebüßt.

So behaupten denn auch noch 1980 über 50% danach befragte Schüler, sie könnten nicht mehr an Gott glauben, weil die Evolutionstheorie beweise, daß alle Lebewesen einschließlich des Menschen nicht von einem Gott erschaffen seien, sondern sich aufgrund natürlicher Gegebenheiten aus primitiven Anfangsformen ganz allmählich aufwärtsentwickelt hätten bis zu den heute existierenden Formen (5). Es überrascht allerdings kaum noch, daß zeitgenössische *Religionsbücher* diese Haltung eher unterstützen, als daß sie zu einer sachlichen Klärung altüberlieferter Mißverständnisse beitragen (6). Georg Siegmund klagt in diesem Zusammenhang über *‚moderne' Theologen'* „denn eben sie sind zufolge ihrer ungenügenden Kenntnis der Fachfragen allzu leicht geneigt, den Neodarwinismus als ‚letzten Schrei' heutiger Naturwissenschaft anzusehen" (7).

*

Die Hauptschuld an dieser völligen Fehleinschätzung des Neodarwinismus trifft freilich unsere Schulbiologiebücher. Es ist geradezu erschütternd, mit welchem Mangel an philosophisch-erkenntnistheoretischem Wissen hier selbstgefällig und selbstsicher *ideologische Thesen als ‚Wissenschaft' vorgestellt* werden. Was *A. Wellek* bereits vor mehr als 20 Jahren feststellte, gilt ohne den geringsten Abstrich auch heute: die darwinistische Kurzformel ‚Mutation plus Selektion' als letztlich einzige ‚Schöpfungskräfte' der gesamten Evolution ist „ein selbstverständlich verpflichtendes Credo", das auch nur in Gedanken anzuzweifeln bereits als „ketzerisch reaktionär" gilt (8). Der Neodarwinismus wird allenthalben als ‚bewiesene Theorie' *(G. Heberer)* vorgestellt – ohne die Unsinnigkeit und Widersprüchlichkeit einer solchen Formulierung zu bemerken. Auch *Arthur Koestler* spricht von einem ‚Evangelium', als das die Öffentlichkeit eine Theorie akzeptieren müsse „die allen wesentlichen Fragen aus dem Wege geht" und von der kein Geringerer als *L. v. Bertalanffy* feststellt, sie sei vage, ungenügend beweisbar und „weit von den in der strengen Wissenschaft üblicherweise angewandten Kriterien entfernt" (9).

I.

In der Tat: Darwin hat die Welt verdummt! Nicht allein dadurch, daß, wie bereits im Erscheinungsjahr seines Hauptwerkes *Fr. Engels* voller Genugtuung seinem Freund Karl Marx schrieb, *durch seine Theorie die ‚Teleologie kaputt gemacht'* und jeder Sinn, jedes Ziel, kurz aller Geist in der lebendigen Schöpfung geleugnet wird. Mutet er doch auch denkenden Menschen zu, für wahr zu halten, was *J. Monod* 1971 neu formuliert hat: „Daß einzig und allein der Zufall jeglicher Neuerung, jeglicher Schöpfung in der belebten Natur zugrundeliegt. Der reine Zufall, nichts als der Zufall, die absolute, blinde Freiheit ..." (10). Man begreift, warum *François Mauriac,* der Literaturnobelpreisträger, als er Monods Buch gelesen hatte, kopfschüttelnd bemerkte: was dieser Professor sagt, ist noch viel unglaublicher als das, war wir anderen armen Christen glauben!

Wer mit Studienanfängern des Faches Biologie zu tun hat, erschrickt immer wieder über die naive ‚Gläubigkeit', mit der sie unreflektiert und blindlings die neodarwinistischen ‚Dogmen' (v. Bertalanffy) akzeptieren. Kaum ein Schulbuch-Autor besitzt ja heute den Mut, wenigstens in einem Nebensatz (oder kleingedruckt!) darauf hinzuweisen, daß es unter angesehenen Wissenschaftlern auch Zweifler und durchaus berechtigte, ernsthafte Einwände gegen *das Darwin-Huxley'sche Postulat* gibt „Natürliche Auslese plus Zeit ergeben biologische Vervollkommnung" (11). Schon als Darwin noch lebte meinte der berühmte Botaniker *K. v. Nägeli,* mit dieser natürlichen Auslese verhalte es sich ganz so „als ob ich auf die Frage, warum dieser Baum Blätter habe, antworten würde: weil sie der Gärtner nicht abgeschnitten hat!" (12). Man kann sich wohl kaum ein geeigneteres Beispiel für die Bedeutung des Satzes vom hinreichenden Grund ausdenken und verständlicher demonstrieren, zu welchem logischen Nonsens es zwangsläufig führt, wenn man ihn derart ahnungslos ignoriert! Entsprechende Fehlleistungen finden sich sowohl in Schulbüchern als auch in der populärwissenschaftlichen Literatur zur Genüge. Nicht allein, daß *fortwährend Voraussetzungen mit Ursachen verwechselt* werden wie z. b. bei der ‚Erklärung' innergehirnlicher Reaktionen als chemischer Prozesse. Immer wieder wird für selbstverständlich erklärt (und von Schülern wie Studenten dank ihrer unzureichenden wissenschaftsmethodischen und erkenntnistheoretischen Bildung auch fraglos akzeptiert!), daß eine Neudifferenzierung in der Evolution des Lebendigen, weil sie *nicht im Widerspruch* stehe zu den Gesetzen von Physik und Chemie, lediglich *aufgrund* dieser Gesetzlichkeit des Anorganischen entstanden sei. Das ist etwa so, als wolle man behaupten, ein Automotor entstände allein durch die geltenden Naturgesetze ‚von selbst', da er ihnen in seiner Konstruktion und Funktion nicht widerspricht. Andernfalls könnte er ja in der Tat nicht laufen! Daß aber diese Gesetze der Physik und Chemie lediglich *Voraussetzungen* darstellen, zwar die *Möglichkeit* offenlassen, jedoch niemals in dieser Richtung ‚schöpferisch' werden können, weil eben kein Motor ohne das ‚know-how', den Plan, das Gehirn – kurz den *ordnenden Geist eines Erfinders* von allein entsteht – davon erfahren diese Wissenschaftler und Lehrer von morgen während ihrer gesamten Ausbildung an Schule und Universität kein Wort! Dieses keineswegs ungefährliche Versäumnis erklärt wohl auch die *blamablen erkenntnistheoretischen und logischen Absurditäten,* denen man in der darwinistischen ‚Beweisführung' gerade bereits in Schulbiologiebüchern auf Schritt und Tritt begegnet.

II. Zirkelschlüsse und Tautologien

Da wären zunächst einmal die zahllosen Zirkelschlüsse, die – geradezu Schulbeispiele für fehlerhaftes Denken, das ein gewünschtes, zur Ideologie passendes Ergebnis einfach schon in die Prämisse hineinnimmt – als solche seltsamerweise nicht einmal von Lehrbuchautoren erkannt werden. Den wohl häufigsten Zirkelschluß beinhaltet *das sogenannte ‚Biogenetische Grundgesetz'*, das nach wie vor, sogar durch Embryobilder veranschaulicht, durch unsere Schulbücher geistert, obwohl es der Göttinger Anatom und Embryologe *E. Blechschmidt längst als einen „der größten Irrtümer der Biologie" entlarvt* hat (13). Man setzt stillschweigend voraus, daß es eine Evolution gegeben hat, folgert aus dieser Voraussetzung, daß die Embryonalentwicklung die Stadien dieser Evolution rekapituliert – und ‚beweist' damit wiederum, daß eine Evolution stattgefunden hat!

Die gesamte Selektionstheorie beruht, wie Kahle nachweist, *auf einem Zirkelschluß,* denn „das, was eigentlich bewiesen werden

soll, wird immer wieder als gegeben vorausgesetzt": Baupläne etwa oder überhaupt alle Phänomene des Lebendigen wie Selbsterhaltung, Anpassungsfähigkeit, alle Farb- und Formausprägungen oder Organbildungen „werden als vorhanden vorausgesetzt und können daher nicht als Effekt der Auslese angesehen werden" (14). Das Selektionsprinzip selbst erweist sich somit bei genauerer Analyse als eine *Tautologie. Clark* nennt es ‚einen bloßen Gemeinplatz', der nichts anderes aussagt, als daß jene Lebewesen, die am besten zum Überleben geeignet seien, diejenigen sind, die überleben! Darwin, so schreibt er, machte allen Ernstes die banale Entdeckung, „daß nur lebende Wesen die Eignung zum Leben besäßen"(15).

III. Hypothesen ‚beweisen' Theorien

Man kann sich tatsächlich schwer vorstellen, daß etwa Physiker eine ‚Beweisführung', wie sie im Neodarwinismus üblich ist, als wissenschaftlich gelten ließen. Selbst bei einem Nobelpreisträger wie Monod dienen außerordentlich vage Hypothesen als Schein-Beweise der unwahrscheinlichen Zufallstheorie. Er vergleicht z. B. die lebende Schöpfung mit einem Konzert, das aus lauter Mißtönen zufällig entstanden ist. Machen wir uns einmal ganz nüchtern klar, welche Forderung das beinhaltet. Würde man an eine beliebig ausgewählte Gruppe von Straßenpassanten ohne jegliche musikalischen Ambitionen alle Instrumente eines Orchesters verteilen und sie auffordern, nach Belieben drauflos zu streichen, zu blasen, zu trommeln usw., dann dürfe man erwarten, daß bei diesem ohrenbetäubenden Tonsalat, würde er nur ausreichend lang durchgehalten, irgendwann ganz zufällig auch einmal Beethovens 9. Symphonie ‚herauskäme'.

Ein entsprechendes Beispiel bringt *J. Huxley*. Er erfand mit Metallbuchstaben um sich werfende unsterbliche Affen, bei deren Jahrmillionen währendem Spiel diese Buchstaben irgendwann einmal zufällig so geordnet nebeneinanderliegen würden, daß sie – von Shakespeare über Dickens bis zu den Werken des Herrn Prof. Huxley – die gesamte englische Literatur repräsentierten! In beiden Fällen – und sie sind keineswegs etwa die einzigen! – sollen nicht wissenschaftliche Fakten Theorien beweisen, sondern wiederum andere kühne Hypothesen. Wenn eine Symphonie und die gesamte englische Nationalliteratur als reine Zufallsprodukte möglich sind, so lautet ja die Schlußfolgerung, warum dann nicht auch Lebewesen? Auch hierbei handelt es sich wiederum um Zirkelschlüsse – und sie erinnern peinlich an den berühmtgewordenen Satz eines englischen Gelehrten: Dies, meine Herren, sind die Theorien, auf denen ich meine Tatsachen begründe!

IV. Die ‚Ehrenrettung' des Zufalls

Daß im Zeitalter der Computertechnik und Informatik die Annahme, *eine Ganzheit,* wie sie selbst der ‚primitivste' lebendige Organismus darstellt, könne einschließlich ihres ‚Programms' *rein zufällig entstehen, völlig absurd* ist, kann niemand mehr ernsthaft bezweifeln (16). So wird es denn unausweichlich, diesen sinnleeren Zufall irgendwie wissenschafts- und diskussionsfähig zu machen. Schließlich stellt er ja die einzig denkbare Alternative dar zur Schöpfung. *Manfred Eigen* versucht dies, indem er den blinden Zufall durch Naturgesetze ‚steuern' läßt, wie es bereits der Titel seines Buches verrät (17). Seltsamerweise scheint er gleich zweierlei nicht zu bemerken. Er fragt überhaupt nicht danach, woher denn diese lenkenden, ordnungschaffenden Gesetze kommen – und bedenkt ebensowenig, daß ein ‚gesteuerter Zufall' eben per definitionem kein Zufall mehr ist!

Nicht anders geht es *Rupert Riedl* oder *H. K. Erben* (18 / 19 / 20) mit ihren entsprechenden Versuchen einer Rehabilitierung des ‚Zufalls'. Ihre recht geistreichen Bemühungen, *‚Spielregeln'* zu erfinden, *nach denen aus dem Chaos Sinnvolles entsteht,* beweisen gerade das Gegenteil dessen, was sie doch beabsichtigen: daß es eben ohne Geist, ohne Plan und Sinn, ohne ‚know-how' nicht geht *(Max Thürkauf).* Am augenfälligsten wird dies in einer komplizierten Waagenkonstruktion, wie sie *H. J. Bogen* in Knaurs Buch der modernen Biologie (worunter freilich lediglich Molekularbiologie verstanden wird!) vorstellt. Er möchte damit beweisen, daß ‚von selbst' aus Unordnung Ordnung entstehen könne – übersieht jedoch völlig, daß die ausgeklügelte Konstruktion dieser Waage Ursache der erwarteten ‚Ordnung' verschieden schwerer und gefärbter Kugeln ist, die sie ‚sortiert'! Auch hier ist es der Geist des Experimentators, ohne dessen Lenkung durch blinden Zufall allein niemals etwas sinnvoll Geordnetes zustandekommt! Muß man sich, wenn Universitätslehrer derartige Gedankenspielchen ernst nehmen, noch wundern, wenn sich Schüler und Studenten davon überzeugen lassen?

So fallen ihnen auch *typisch darwinistische Antinomien* wie die nicht auf, daß gerade die Selektion ja erst in Entwicklung begriffene, noch nicht funktionsfähige Organe und Organsysteme als im Daseinskampf nur hinderlich ausmerzen müßte und sich somit als schöpferisches Prinzip selbst ad absurdum führt. Ja, es fällt nicht einmal auf, daß ausgerechnet das Schulbuch-Paradebeispiel für eine (scheinbar) positive Mutation die Bildung einer neuen Art ausschließt. Es handelt sich um das Sichelzellenanämie-Gen, das heterozygote Träger zwar gegen Malaria immun macht und daher in Malariagebieten ihre Überlebenschancen erhöht, homozygot – und diese Reinerbigkeit erst würde ja eine stabile ‚Neubildung' bedeuten! – jedoch letal wirkt. Ebenfalls umbemerkt bleibt infolge mangelhafter erkenntnistheoretischer Vorbildung, daß *durch Summierung von Zufallsmutationen niemals ‚Ganzheiten' entstehen, die immer nur das Ergebnis echter Integration sein können.* Eine ‚additive Typogenese', eine Entstehung neuer Baupläne durch Summierung von neuen Merkmalen ist ein Unding!

Niemand stellt zudem die verfängliche Frage, *wieso es eigentlich heute noch immer ‚primitive' Lebewesen gibt,* da die Höherentwicklung doch angeblich auf Kosten von deren Ausmerzung erfolgt sei. Demnach dürfte es gegenwärtig eigentlich nur noch eine einzige Art nicht-pflanzlicher Lebewesen geben: den Homo sapiens! (Illies)!

V. Der Schritt vom ‚Erhabenen' zum Lächerlichen

Entbehren schon die Beispiele der buchstabenschleudernden Affen und lärmenden möchtegern-Musikanten nicht einer gewissen Lächerlichkeit, so trifft dies noch uneingeschränkter auf die reichlich gequält anmutenden Versuche zu, auch die ganz offensichtlich nicht durch Mutation plus Selektion erklärbaren Fakten dennoch durch diese *„Kombination von Urdummheit und Urbrutalität" (A. Neuhäusler)* verständlich zu machen. Darwins Theorie – und er selbst gab das mit entwaffnender Offenheit zu! – muß kläglich versagen, wenn Erscheinungen erklärt werden sollen, die nicht im Dienste der Arterhaltung stehen und keinerlei ‚Selektionsvorteil' bieten wie *alle zweckfreien, eben nur ‚schönen' Zeichnungen, Muster und Gestalten,* an denen die Natur ja so überaus reich ist *(A. Portmann).* Für ihre Entstehung reicht nicht einmal ein ‚gelenkter Zufall' als Scheinerklärung.

Vollends unmöglich aber ist nach dem Selektionsprinzip die Herausbildung von *Verhaltensweisen, die gegen die Arterhaltung gerichtet sind.* Bekanntlich gilt als Maß für die Überlebenstüchtigkeit die Zahl der Nachkommen – Homosexuelle aber erzeugen keine Nachkommen, und dennoch gibt es sie! Getrost: der Phantasie eines gläubigen Darwinisten sind keinerlei Grenzen gesetzt, und so läßt sich auch dieses Problem selektionistisch lösen! Familien, in denen immer wieder Homosexuelle vorkommen (vorausgesetzt freilich, die Homosexualität sei genetisch bedingt!) haben deshalb höhere Überlebenschancen, weil

sie eben dadurch stets über zusätzliche Betreuungspersonen „befreit von den Mühen und der Aufzucht eigener Kinder" verfügen! (21). Sie vermehren sich infolgedessen stärker als Familien ohne homosexuelle Onkel und Tanten und vererben dadurch auch gleichzeitig das so ‚nützliche' Gen!

*

Es wäre dringend an der Zeit, all diese Absurditäten einer Ideologie ‚fern von aller Wissenschaft' (v. Bertalanffy) aufzudecken. Eine Ablehung des materialistischen Neodarwinismus bedeutet ja mitnichten Leugnung der Tatsache der Evolution. Man kann durchaus, wie der große französische Biologe *Paul P. Grassé* überzeugter Anhänger der Evolution, zugleich aber ein ebenso überzeugter Antidarwinist sein. Der gleiche P. Grassé sagte einmal „Alles wäre einfacher, wenn die Philosophen etwas von Biologie verstünden und die Biologen nicht die Philosophie verachten würden" (22). Bereits in der Schule müßte, statt zu einem fraglos-gläubigen Hinnehmen pseudowissenschaftlicher Dogmen zum kritischen, erkenntnistheoretisch folgerichtigen Denken erzogen werden. Dies setzt nun freilich wiederum *eine entsprechende Allgemeinbildung* voraus, der die heute übliche enge Spezialisierung durch die reformierte Oberstufe keinerlei Chancen mehr läßt!

Literatur:

1. Heberer, G.: Charles Darwin – sein Leben und sein Werk. Stuttgart 1959/78.
2. Uexküll, v. J.: Darwins Verschulden. (In: Deutsche Allg. Zeitung, 14. 1. 1943).
3. Spülbeck, O.: Der Christ und das Weltbild der modernen Naturwissenschaft. Berlin 1959/171.
4. Ditfurth, v. H.: Wir sind nicht nur von dieser Welt. Hamburg 1981.
5. Kretschmer, A.: Schöpfung oder Evolution? (In: Integral, Wien 1981 Nr. 6/19).
6. Willeke, R.: Der evolutionäre Humanismus und seine Folgen (In: Katholische Bildung 9, 1980/588).
7. Siegmund, G.: Der Bankrott des atheistischen Neodarwinismus (In: FAZ, Mittwoch, 2. Januar 1980).
8. Wellek, A.: Der Mensch in der modernen Psychologie (In: Das ist der Mensch. Stuttgart 1959/67.)
9. Koestler, A.: Der Mensch – Irrläufer der Evolution. Eine Anatomie der menschlichen Vernunft und Unvernunft. Bern und München 1978/211 usf.).
10. Monod, J.: Zufall und Notwendigkeit. München 1971/144.
11. Huxley, J.: Entfaltung des Lebens. Hamburg 1954/63.
12. Spülbeck, O.: a. a. O./184.
13. Blechschmidt, E.: Anatomie und Ontogenese des Menschen. Heidelberg 1978/12.
14. Kahle, H.: Evolution – Irrweg moderner Naturwissenschaft? Bielefeld 1980/70.
15. Clark, R. E. D.: Darwin und die Folgen. Wien–München 1954/72.
16. Wilder Smith, A. E.: Die Naturwissenschaften kennen keine Evolution. Basel 1978.
17. Eigen, M.: Das Spiel – Naturgesetze steuern den Zufall. München–Zürich 19 1975.
18. Riedl, R.: Die Strategie der Genesis. München–Zürich 1976.
19. Ders.: Die Ordnung des Lebendigen – Systembedingungen der Evolution. Hamburg–Berlin 1975.
20. Erben, H. K.: Die Entwicklung der Lebewesen. München 1976.
21. Zimmer, D. E.: Unsere erste Natur. Biologische Ursprünge menschlichen Verhaltens. München 1979/46.
22. Kuhn, W.: Biologischer Materialismus. Osnabrück–Zürich 1973/75.

PROF. DR. JOHANNES BÖKMANN (HRSG.)

Befreiung vom objektiv Guten?

Vom verleugneten Desaster der Antikonzeption zum befreienden Ethos

Zum Kampf um die christliche Wahrheit und Berufung ehelicher Liebe

Mit Beiträgen von:

Prof. Dr. J. Bökmann
Prof. DDDr. G. Ermecke
Prof. P. Dr. A. Günthör OSB
Prof. Dr. G. Martelet SJ
Prof. Dr. N. und R. Martin
Dr. es med. E. und U. Meier-Vismara
Dr. W. Poltawska
Dr. E. E. Risdon
Dozent Dr. G. Roth
Prof. DDr. H. Schauf
Prof. DDr. G. Siegmund
Prof. Dr. J. Stöhr
Prof. Dr. D. Tettamanzi
Dr. J. Vilar
Dr. J. C. Willke
Dr. E. Wojcik

Unter diesem Titel ist jetzt im Patris-Verlag, Postfach 120, 5414 Vallendar, ein Buch (364 Seiten) mit Beiträgen von 16 Autoren erschienen (25.– DM). Zur Information bringen wir im folgenden das Vorwort und das Inhaltsverzeichnis.

Vorwort

Die Römische Bischofssynode brachte eine unerwartet eindeutige Bestätigung vonseiten des Weltepiskopats für die immerwährende Lehre der Kirche über die Ehe, insbesondere für die von Paul VI. auf Veranlassung des Konzils näherhin herausgestellten Normen in „Humanae vitae". Sie tat dies auf ganz aktuellem Hintergrund: Verhütungsrevolution und -export, Bevölkerungsentwicklung, Aufkommen und Bewährung der Natürlichen Familien-Planung, kapitalistisches und manipulatives Interesse am Kleinhalten der Familien als besonders perfide betriebene Version von gewinninteressiertem Neokolonialismus. Sie tat es auch angesichts des Aufbruchs freier spiritueller Kräfte im Schoß der Kirche: Ehe als Sakrament zu leben, ihre Aufgaben gleichsam mit den Augen Gottes zu sehen.

Für manche öffentlichkeitsbestimmenden Kräfte in der deutschen Kirche waren dies alles völlig neue Dinge. Man hatte sich so richtig – mit dem Alibi der permissiv ausgelegten und entsprechend praktizierten „Königsteiner Erklärung" – im faktischen Dissens zu Rom eingerichtet; hoffte auf die Macht der Tatsachen; spielte auf beschwichtigendes Schweigen und im übrigen auf Verdrängen der Probleme. So wirkte die Bischofssynode wie ein unsanfter Wecker. Die Berichterstattung war dann abwehrend, herunterspielend, teils in skandalöser Weise desinformierend. Manche Kreise der deutschen Kirche reagierten kühl, distanziert, ressentimentbestimmt. Es blieb nur noch die „Hoffnung" auf das zusammenfassende Dokument des Papstes. Als dies – durch das Attentat etwas verzögert – die erwartete volle, tiefbegründete, lebhaft und originell argumentierende Bestätigung brachte und auch keine „Gewissens"- oder „pastorale" Offenhalteklausel bot, andererseits das Pulver leidenschaftlicher öffentlicher Kontestation seit vielen Jahren verschossen war, blieb nur noch die relativierende Vereinnahmung in ein „Freiraum"-Verständnis von Ethos, das den Widerspruch im Raum der Kirche etablieren will.

Dieser Hintergrund bot den allgemeinen Impuls, in einer Schrift den zähen Widerstand und den Nebel der Verweigerung argumentativ zu durchstoßen: Wahrheit und Wirklichkeit, in Auseinandersetzung, zum Leuchten zu bringen.

Zwei Anlässe kamen hinzu: Die natürliche Familienplanung, in Deutschland kaum bekannt, unwillig und degoutiert allenfalls am Rande vermerkt, teilweise gar faktisch boykottiert oder – nicht ohne Informationsmanipulation – diffamiert, verunsicherte das inzwischen eingespielte Arrangement der „Gewissen"-Eheleute-Moraltheologen-Bildungssprecher. Es gab eine konkrete Alternative. Die Fragen der konkreten Ethik kamen deshalb wieder drängend auf. Man hatte aber nur die Ausweichantworten der alten Polemik. Neueren Datums waren indes die generalisierten Theorien einer autonomen Güterabwägungsmoral und die strikte Leugnung der Verbindlichkeit von „Humanae vitae" bei gleichzeitiger, fast drohender, Einschärfung der irreversiblen Gültigkeit der „Königsteiner Erklärung" sowie gewisser Papiere der „Würzburger Synode".

Dagegen haben wir in unserer Schrift „Nicht unfehlbar?" Stellung genommen (Kral/Abensberg 1981). Wir sind diesbezüglich durch die entsprechenden Passagen von „Familiaris Consortio" bestätigt worden.

Eine Auffassung nun, die über die „Königsteiner Erklärung" noch hinausgeht, war der zweite und entscheidende Anlaß, dies Buch zusammenzustellen und zu schreiben. Wir setzen uns mit ihr näher in seinem Abschnitt IV auseinander.

Diese Vorgeschichte hat aber auch dazu geführt, daß die heilsame und befreiende Wahrheit, die wir hier mit der Kirche vertreten, *positiv* herausgestellt werden konnte und sollte: als prophetische Botschaft, als Spiritualität gelebten Christseins.

Zweierlei erscheint mir dabei bemerkenswert: die Wahrheit erwies ihre Geschichtsmächtigkeit gerade in Konfrontation zu brennenden Zeitproblemen (Bevölkerungsentwicklung – Verhütungs-/Abtreibungsexplosion – Krise ärztlichen Ethos); und: sie wurde für uns – z. T. bis in Einzelheiten und Formulierungen – im lehramtlich qualifizierten Dokument bestätigt, denn alle Beiträge dieses Buches, mit Ausnahme der „Einleitung", wurden *vor* Veröffentlichung von „Familiaris Consortio" geschrieben und sind dort voll aufgehoben und gedeckt.

Schließlich erfüllt es uns mit Genugtuung, falsche Positionen und Argumente widerlegen, neue Gesichtspunkte, Informationen und v. a. Einsichten in die Lehre in aktuellem Zusammenhang vortragen zu können. Die von den kontestierenden deutschen Moraltheologen schon am 26. September 1968 angekündigte „ausführliche Stellungnahme zu den von der Enzyklika aufgeworfenen Fragen" ist dagegen bisher nicht gekommen. Es fehlen die positiven Argumente. Wir waren und sind ganz überzeugt: sie stehen aufseiten der Glaubenseinsicht, der immerwährenden Lehre der Kirche, der Praxis der Heiligen, des Ethos des wirklich auf Gott und seine Kirche hörenden Gottesvolkes.

Den beteiligten Kollegen und Mitarbeitern habe ich sehr für ihre Bereitwilligkeit und kurzfristig geleistete Arbeit zu danken. Es sei gestattet, Herrn Kollegen Prof. P. Dr. Anselm Günthör OSB besonders zu nennen, der durch vier wichtige Beiträge zu Brennpunkten der Diskussion Stellung genommen und damit das Profil unserer Gemeinschaftsarbeit besonders geprägt hat.

Die Situation, auf die hin unser Buch konzipiert wurde, hat treffend Kardinal Ratzinger umrissen:

„Die Bischofssynode vom Herbst 1980 hat in der Öffentlichkeit der westlichen Welt ein ziemlich negatives Echo gefunden. Man hatte sich von vorneherein darauf festgelegt, sie an ihrer Stellungnahme zu einigen Standardfragen theologischer Publizistik zu messen, vor allem der Frage der „Pille" und der Kommunionzulassung wiederverheirateter Geschiedener. Diese Verengung der Perspektive ist insofern aufschlußreich, als sie die geistige Lage blitzartig beleuchtet, in der die Bischöfe über das Thema Familie zu beraten hatten: Danach sieht es ja so aus, als ob die technische Perfektion in der Empfängnisverhütung und die allmähliche Beseitigung der Unauflöslichkeit der Ehe die zentralen moralischen Postulate unserer Zeit seien und als ob das Erreichen dieser Ziele zugleich der entscheidende Beitrag wäre, um die Krise der Familie und der Menschheit überhaupt zu überwinden. An solchen Einstellungen gemessen konnte die Synode nur mit „Ungenügen" abschneiden. Denn wer aus dem Ansatz christlichen Glaubens her denkt, muß solche Art von Moralität eher als Ursache denn als Therapie unserer Krankheit ansehen."

(Aus dem Geleitwort zu dem Buch unserer Mitautoren Renate und Norbert Martin *: Brenn-Punkt Ehe und Familie, über die Römische Bischofssynode 1980, Patris Verlag, Vallendar-Schönstatt 1981).*

Demgegenüber identifizieren wir uns mit dem, was der Hl. Vater am 7. Dezember 1981 vor den Teilnehmern zweier Familienkongresse in Rom sagte:

„Die Kirche ist sich bewußt, mit der Verteidigung der Lehre der Enzyklika ‚Humanae vitae' der ehelichen Gemeinschaft einen wertvollen Dienst zu erweisen, ja dem Menschen als solchem: seiner Wahrheit und seiner Würde. Diese Lehre muß treu weitergegeben werden in der katechetischen Unterweisung sowohl der Eheleute als auch derjenigen, die sich auf die Ehe vorbereiten.

Schweigen, Unsicherheit und Doppeldeutigkeit in dieser Hinsicht haben zur Folge, daß die menschliche und christliche Wahrheit über die eheliche Liebe verdunkelt wird."

(DT. vom 15. 12. und 28. 12. 81) Johannes Bökmann

*

Inhaltsverzeichnis

PROF. DR. J. BÖKMANN: Einleitung: Mangelnde Bereitschaft zu Umkehr und Einsatz.
„Familiaris Consortio" wird relativiert.

I Die Botschaft und der Widerspruch:
Die Verdrängung der religiös-ethischen Dimension

1. PROF. DR. G. MARTELET SJ: Die prophetische Botschaft von HV im Widerspruch.
2. PROF. DR. D. TETTAMANZI: Die Eheleute im Dienst des göttlichen Heilsplans. Zur verdrängten theologischen Perspektive der kirchlichen Ethik der Geburtenregelung.
3. PROF. DDR. H. SCHAUF: Autonome Herrschaft über den eigenen Körper? Um den kontrazeptiven Eingriff als „Vernichtungshandlung".
4. PROF. DR. J. BÖKMANN: Moraltheologen in Kontestation.

II Befreiung vom objektiv Guten:
Inflation und Verschleiß der Gewissen

1. PROF. DR. J. STÖHR: Totale Gewissensautonomie? Befreiung der Freiheitsideen als Aufgabe der Theologie
2. PROF. P. DR. ANSELM GÜNTHÖR OSB: Primat des Gewissens?

III Nur „Ideal"? Lähmung durch „pastorale" Relativierung. Berufend-weckende statt beschwichtigende Pastoral

1. PROF. P. DR. A. GÜNTHÖR OSB: Das Gesetz der Gradualität oder das Wachsen und Reifen im christlichen Leben. Mit Stellungnahme zu einem Artikel von P. B. Häring über die Bischofssynode 1980.
2. PROF. P. DR. A. GÜNTHÖR OSB: Ist Epikie im natürlichen Sittengesetz möglich?

IV Ein Weg zur Verhärtung der Gewissen: „Freiraum" auf Kosten gültigen Anspruchs

1. PROF. DDDR. G. ERMECKE: Pastoralideologie in der Ehemoral.
Bemerkungen zu einem Beitrag von GV Dr. R. Schlund.
2. PROF. P. DR. A. GÜNTHÖR OSB: Ein Weg zur Verhärtung der Gewissen.

V Vom Desaster der Kontrazeption: Befund und ärztliches Ethos

1. DR. J. VILAR: Kontrazeption: Pharmakologie und Psychologie im Dienst der Manipulation.
2. DR. J. C. WILLKE: Sterilisierende und abtreibende Wirkung verbreiteter Antikonzeptionsmittel.
3. DOZENT DR. G. ROTH: Der Schutz des menschlichen Lebens im Spiegel ärztlicher Gelöbnisse.
4. PROF. DR. J. BÖKMANN: Ärztliches Ethos in der Krise.

VI Mythos „Bevölkerungsexplosion": interessierte Verschleierung der echten Gefahren.

1. PROF. DDR. G. SIEGMUND: Verhütungsrevolution und „Todestrieb".
Schlagwort „Bevölkerungsexplosion" verschleiert Selbstauslöschung.
2. DR. E. E. RISDON: Verhütung als Abtreibung auf Verlangen – Diktatur des Geldes. Großkapital finanziert Verhütungs-und Abtreibungskampagnen.
3. PROF. DR. J. BÖKMANN: Fragwürdige „Steuerung der Bevölkerungsbewegung".
Bemerkungen zu einem Arbeitspapier über „Fragen der Bevölkerungspolitik in der BR Deutschland in kirchlicher Sicht".
4. PROF. DDR. G. SIEGMUND: Menschenwürdige Hilfe für Entwicklungsländer.
Die kirchliche Lehre findet wirksames Echo.

VII Vom Elend empfängnisfeindlicher Mentalität zu ganzheitlicher, selbstbeherrschter Liebe: Zu Ethos und Spiritualität Natürlicher Familienplanung.

1. DR. W. POLTAWSKA: Warum keine Antikonzeption?
2. DR. E. WOJCIK: Zur Psychopathologie der Kontrazeption.
3. DR. es med. E. MEIER-VISMARA: Die Ovulationsmethode nach Billings – Bewährung, Akzeptanz, Sicherheit.
4. PROF. DDDR. G. ERMECKE: „Katholische" Sexual-Ideologie.
5. PROF. DR. N. und R. MARTIN: Sakramentale und schöpfungs-bezogene Ehespiritualität: Natürliche Familienplanung als gelebter Glaube.

PRÄLAT PROF. DR. JOSEF GEORG ZIEGLER

Stellungnahme zu einer Stellungnahme

„Scientia inflat, caritas vero aedificat" (1 Kor 8, 1)

(Bökmann). Im Folgenden nimmt der Mainzer Moraltheologe zu einer Besprechung von Prof. Günthör kritisch Stellung. Dieser wird im Anschluß daran sich dazu äußern. Wir bringen die Stellungnahme des geschätzten Theologen und Kollegen, obwohl wir nicht allem zustimmen können, weil eine offene und sachliche Kontroverse in Freiheit uns erwünscht ist.

*

1. Das „Streitobjekt"

1980 hat P. Dr. Rh. Haacke OSB einen Beitrag des amerikanischen Theologen J. C. Ford und des kanadischen Philosophen G. Grisez über den Gewißheitsgrad der Lehre von ‚Humanae Vitae' ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel herausgegeben: *„Das unfehlbare ordentliche Lehramt der Kirche zur Empfängnisverhütung"* (Siegburg 1980). Ford und Grisez wollen beweisen, „daß die tradierte katholische Lehre über die Empfängnisverhütung durch das ordentliche Lehramt unfehlbar verkündet wurde" (ebd. 9).

Die Beweisführung von Ford und Grisez hat der Augsburger Ordinarius für Moraltheologie, J. Piegsa, in seinem Artikel *„Hat das ordentliche Lehramt zur Empfängnisregelung unfehlbar gesprochen?"* (in: Theologie der Gegenwart 24, 1981, 33–41), für „nicht gelungen" (ebd. 40) erklärt und dies zu belegen versucht.

Der kritischen Stellungnahme von Piegsa hat Prof. P. Dr. Anselm Günthör OSB „Ungenauigkeiten" und fehlende „Vorurteilslosigkeit" vorgeworfen (in: Theologisches, Nr. 139, Nov. 1981, Sp. 4341–4342). Der Vorwurf, Ungenauigkeiten begangen zu haben, ist einfacher zu überprüfen. Daher beschränken wir uns hier darauf.

2. Ist der Vorwurf stichhaltig?

Günthör schreibt: „Der Versuch überzeugt nicht. Er leidet an Ungenauigkeiten. Wo z. B. Ford-Grisez (in der deutschen Übersetzung S. 108) von ‚Äußerungen *einiger Konferenzen* zu Abweichungen' von der Enzyklika sprechen, ändert Piegsa in ‚Abweichungen *einiger Bischofskonferenzen*' (S. 34)". – Soweit Günthör (a. a. O., S. 4342). Er spricht zwar im Plural von „Ungenauigkeiten", führt jedoch nur das eine Beispiel an.

Der von Günthör beanstandete Satz lautet bei Piegsa:

„Die Abweichungen einiger Bischofskonferenzen scheinen zu bestätigen, ‚daß man die tradierte Lehre nicht als unfehlbar ansah'[8])" (a. a. O., S. 34).

Der erste Halbsatz von Piegsa ist eine sinngemäße, der zweite Halbsatz, durch Anführungsstriche und Anmerkung 8 gekennzeichnet, eine wörtliche Wiedergabe folgender Aussage von Ford und Grisez, die in der deutschen Übersetzung so lautet: „Obwohl die Äußerungen einiger Konferenzen zu Abweichungen vorauszusetzen scheinen, *daß man die tradierte Lehre nicht als unfehlbar ansah,* glauben wir uns nicht berechtigt, anzunehmen, die Bischöfe hätten zu dieser Frage Position bezogen, weil sie diese Frage ja selbst nicht stellten" (a. a. O., S. 108).

Dieser Satz von Ford und Grisez lautet im Original: „Hence, although what some of the hierarchies say about dissent seems ..." (Theological Studies 39, 1978, 311). Hier ist also von *„Hierarchien"* die Rede, die der Übersetzer Haacke mit *„Konferenzen"* wiedergegeben hat. Übrigens sinngemäß zutreffend, weil man aus dem Kontext weiß, daß es sich um Bischofskonferenzen handelt.

Der Vorwurf Günthörs gegenüber Piegsa ist somit gegenstandslos. Er müßte, wenn überhaupt, an den Übersetzer Haacke gerichtet werden.

3. Ist die Kritik begründet?

Prof. Dr. J. Bökmann hat mehrere Beiträge als Broschüre unter dem Titel herausgegeben: *„Nicht unfehlbar?"* Zum mißlungenen Angriff auf die untrügliche Wahrheit und den verbindlichen Anspruch von Humanae Vitae" (Abensberg 1981). Die Schrift wurde veranlaßt durch die kritischen Bemerkungen Piegsas zu dem argumentativen Vorgehen von Ford und Grisez. Sie überschritt aber diesen Ansatzpunkt. Auf diese Broschüre hat Günthör, in der erwähnten Veröffentlichung in „Theologisches", empfehlend hingewiesen.

Bökmann legt dem Leser bereits durch den Untertitel der

Broschüre nahe, Piegsa habe die Wahrheit und Verbindlichkeit der Enzyklika bezweifelt. In den Ausführungen wird ihm darüber hinaus die Absicht unterstellt, das kirchliche Lehramt anzuzweifeln. Im Sinne dieser pauschalen Beschuldigung schreibt einer der Autoren: „Mit Rahner versucht nun der Rezensent (gemeint ist Piegsa) ein letztes Mal, die Unfehlbarkeit des ordentlichen Lehramtes zu bestreiten" (S. 51).

Der undifferenzierte Seitenhieb auf Rahner erledigt sich von selbst. Doch bietet sich auch dem, der Piegsas Aufsatz liest, ein anderes Bild. Er ist in zwei Abschnitte aufgeteilt: „A. Das Anliegen der Verfasser" (S. 33), gemeint sind Ford und Grisez; „B. Die Beweisführung" (S. 35) – gemeint sind auch diesmal die Argumentationsweise von Ford und Grisez. Zu ihrer Beweisführung meint abschließend Piegsa, sie sei „nicht gelungen" (S. 40).

Piegsa stellt somit die *Beweisführung* eines Theologen und eines Philosophen in Frage, nicht aber die Enzyklika oder das Lehramt selbst. Wenn z. B. Piegsa die Durchführung eines bestimmten Gottesbeweises kritisiert hätte, so dürfte man daraus nicht schließen, er habe Gott selbst in Frage gestellt. Eine Behauptung dieser Art wäre unbegründet und unredlich zugleich.

4. Ist das Vorgehen sachlich?

Unter den Beiträgen in „Nicht unfehlbar?" hebt sich der Aufsatz von Prof. DDDr. G. Ermecke ab, weil in ihm einführend vermerkt wird:

„Wenn man auch das Ergebnis der Darlegungen von P. aus dogmatischen und moraltheologischen Gründen nicht akzeptieren kann, was nachstehend zu begründen ist, so muß man doch loben: 1. Die Klarheit seiner Gedankenführung und 2. den Versuch, die kritischen Maßstäbe für die Beurteilung der Themafrage den primär dafür zuständigen Wissenschaften der Dogmatik und der Moraltheologie und nicht irgendwelchen teleologischen utilitaristischen Reflexionen zu entnehmen ..." (S. 33).

Ermecke liegt es auch fern zu behaupten, daß Piegsa sich über die Verbindlichkeit der Enzyklika geäußert oder die Autorität des kirchlichen Lehramtes bezweifelt habe. Gleich im zweiten Satz schreibt Ermecke: „Stufe und Aufbau dieses Artikels sind konzentriert auf die Themafrage und gelten der Ablehnung von J. C. Ford – G. Grisez, ..." (S. 33).

5. Der Dienst an der Verkündigung

Die Fairneß, wie sie Ermecke an den Tag legt, ist Voraussetzung jeden Dialogs. Für ein wissenschaftliches Streitgespräch, im platonischen Sinne der Weg zur Wahrheitsfindeung, ist sie unabdingbar. Das Bemühen, den Inhalt und die Intention einer geäußerten These so zu verstehen, wie sie vom jeweiligen Autor gemacht und gemeint ist, wird im derzeitigen innerkirchlichen Gespräch großenteils anerkannt und angestrebt. Ein Blick auf die quantitativ wie qualitativ rege theologische Literatur legt allerdings die Vermutung nahe, daß im theologischen Diskurs nicht immer der erwünschte Realisierungsgrad erreicht wird. Bisweilen bleibt man unter sich, wirft sich gegenseitig die Bälle zu und negiert einfachhin anderslautende Meinungen. Oder man schlägt mit pauschalen Unterstellungen rund um sich. Sicherlich muß der Versuchung widerstanden werden, einen anderen Standpunkt als indiskutabel abzuqualifizieren. Ebensowenig darf ein sachlicher Gegner als persönlicher Feind betrachtet und behandelt werden. Das wissenschaftliche Anliegen bliebe auf der Strecke. Ein gemeinsames Ringen um eine vertiefte Klärung wäre von vorneherein vereitelt und der pastorale Auftrag (der stets gegenwärtig bleibt) verfehlt. Der Dienst an der Verkündigung, zu der „pastores et doctores" (Eph 4, 11) aller Grade bestellt sind, steht unter der Devise: „Veritatem autem facientes in caritate" (Eph 4, 15).

(Bökmann). Dazu nur drei Hinweise.

1. Der Einwand vonseiten des Kollegen Günthör betr. „Ungenauigkeiten" besteht zu Recht, wenn man einräumt, daß in dem Beispiel „Äußerungen einiger Konferenzen zu Abweichungen" etwas durchaus anderes sind als „Abweichungen einiger Bischofskonferenzen". Auch besteht ein Unterschied, ob sie „vorauszusetzen *scheinen", oder ob man (wie Piegsa wiedergibt) sagt, sie „scheinen zu* bestätigen*". Durch die Veränderungen und die unvollständige Wiedergabe des betr. Satzes wird der Sinn nicht unerheblich verschoben.*

2. Der Untertitel der von mir herausgegebenen Broschüre spricht von dem mißlungenen Angriff auf die untrügliche Wahrheit, also auf den Unfehlbarkeitscharakter der von HV bestätigten immerwähenden Lehre der Kirche. Tatsächlich bezweifelt mindestens Piegsa diese *Qualität der in der Enzyklika eingeschärften Lehre. Richtig ist, daß er v. a. Beweisgang und* Argumentation *von Ford/Grisez für nicht gelungen ansieht (was wir glauben widerlegt zu haben). Es muß aber festgehalten werden, daß Piegsa von seinen* Voraussetzungen *her die konkreten Normen von Humanae vitae garnicht für untrüglich – unwandelbar – unfehlbar halten* kann.

Wenn also auch – zugegeben – der Ausdruck „Angriff" zugespitzt erscheinen kann, so ist die Aussage des Untertitels unserer Broschüre selbst doch zutreffend.

3. Der kritische Hinweis auf Karl Rahner durch P. Dr. Rhaban Haacke, den Prof. Ziegler als „undifferenzierten Seitenhieb auf Rahner" kennzeichnet, wird ebenso auch – unabhängig von P. Haacke – von Prof. Ermecke (auf S. 38) gebracht. Er berührt eine wichtige Voraussetzung der Argumentation Piegsa's, da Rahner die entscheidende Stelle in Lumen Gentium 25 hier unzutreffend einengend interpretiert. P. Haacke beschäftigt sich mit dieser Rahner-Auslegung ausführlich, argumentativ und – wie wir überzeugt sind – einsichtig. Wenn Prof. Ziegler dem Beitrag von Prof. Ermecke ausdrücklich Sachlichkeit bescheinigt, warum tadelt er denselben Gedanken bei P. Haacke als „pauschale Beschuldigung" oder unterstellte Absicht, „das kirchliche Lehramt anzuzweifeln". Auf S. 51 heißt es aber richtig: „Mit Rahner versucht nun der Rezensent ein letztes Mal, die Unfehlbarkeit des ordentlichen Lehramtes zu bestreiten" (nämlich in Sachen Humanae vitae). Das trifft zu. Die Kritik an Rahner, dem Piegsa hier alleine folgt, erledigt sich also keineswegs von selbst. Sie ist gut belegt.

Wenn Ziegler Ermecke's Beitrag lobt, darf doch nicht übersehen werden, daß als Ergebnis der Prüfung durch Ermecke das Mißlingen des Versuchs von Piegsa, Ford/Grisez zu kritisieren, stark herausgestellt wird: auf S. 39 nennt Ermecke dafür fünf gewichtige Gründe.

Den allseits beherzigenswerten Worten von Prälat Ziegler am Schluß seiner Ausführungen stimme ich gerne zu.

*

PROF. P. DR. ANSELM GÜNTHÖR OSB

Nicht überzeugend

Zur Kritik von J. Piegsa an Ford und Grisez

Der amerikanische Theologe *John C. Ford* und der kanadische Philosoph *Germain Grisez* haben in einem gemeinsamen Artikel (Theological Studies 1978, 258–312) sich bemüht, zu beweisen, daß die Ablehnung der widernatürlichen Empfängnisverhütung eine Äußerung des ordentlichen unfehlbaren Lehramtes der Kirche sei. *P. Dr. Rhaban Haacke OSB* hat den Artikel in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Das unfehlbare ordentliche Lehramt der Kirche zur Empfängnisverhütung", Siegburg 1980 veröffentlicht. Auf Grund dieser Übersetzung hat Prof. *J. Piegsa* die Ausführungen von Ford und Grisez kritisiert und ihre eigentliche These abgelehnt in seinem Artikel „Hat das ordentliche Lehramt zur Empfängnisregelung unfehlbar gesprochen?", in: Theologie der Gegenwart 24 (1981) 33–41. Die Kritik wurde aber ihrerseits kritisiert und

abgelehnt durch das Buch: *J. Bökmann* (Hrsg.), Nicht unfehlbar? Zum mißlungenen Angriff auf die untrügliche Wahrheit und den verbindlichen Anspruch von Humanae Vitae, Abensberg, Verlag Josef Kral 1981.

Ich habe das von J. Bökmann herausgegebene Buch zustimmend besprochen (Theologisches, Nr. 139, Nov. 1981, 4341 f) und auch meinerseits den Artikel von J. Piegsa kritisiert. Ich habe behauptet, der Artikel leide an Ungenauigkeiten und es fehle ihm die Vorurteilslosigkeit.

Zunächst sei ausdrücklich bemerkt, daß es mir nur um eine sachliche Stellungnahme ging. Aus demselben Anliegen der Sachlichkeit entspringen die folgenden Bemerkungen, mit denen ich leider die *Bedenken der Ungenauigkeit und der fehlenden Vorurteilslosigkeit aufrechterhalten* muß.

*

Piegsa hält es wohl *grundsätzlich für unmöglich,* daß das Verbot der widernatürlichen Empfängnisverhütung eine *unfehlbare* und daher unwandelbare Äußerung des Lehramtes sein könne, weil es sich in ihm nicht um ein allgemeines Prinzip, sondern um eine abgeleitete, konkrete, situationsbezogene und sofern wandelbare Norm handle. Er schreibt: „Die unfehlbare Kompetenz des Lehramtes im Bereich der ‚mores' bleibt auf die allgemeinen, unwandelbaren ‚principia' beschränkt und bezieht sich nicht mehr auf die konkreten, situationsbezogenen und sofern wandelbaren ‚conclusiones' ... Die ‚conclusiones', d. h. die konkreten, situationsbezogenen Normen sind also ‚Mischurteile'. In ihnen wird ein allgemeines Prinzip, das wir dem Licht der Offenbarung verdanken, mit einem Sachurteil verbunden. Das Ergebnis, die ‚conclusio', ist eine konkrete Norm. Unwandelbar – und insofern auch unfehlbar – kann nur das Prinzip sein, nicht aber das Sachurteil, mit dem das Prinzip zu einer konkreten Norm zusammenwächst."[1])

In diesen Behauptungen sehe ich das eigentliche Vorurteil, das nicht wenige Unrichtigkeiten nach sich zieht. Ist es denn wirklich so, daß nur die allgemeinen Prinzipien, nicht aber konkrete Normen unwandelbar sein können? Zunächst ist zu fragen, ob man die allgemeinen Prinzipien und die konkreten Normen in dieser Weise trennen kann. Sind nicht auch die Prinzipien situationsbezogen oder schweben sie wirklichkeitsferne über dem konkreten menschlichen Leben? Auch sie sind situationsbezogen. Nach Piegsa müßten also auch sie wandelbar sein. Piegsa scheint, wie obiges Zitat zeigt, nur dann ein allgemeines Prinzip moraltheologisch und im Rahmen der Lehrkompetenz der Kirche liegend anzuerkennen, wenn wir es „dem Licht der Offenbarung verdanken". Das Zweite Vatikanische Konzil ist hier anderer Ansicht. Nach ihm ist es die Aufgabe der Kirche als Lehrerin der Wahrheit, „die Wahrheit, die Christus ist, zu verkündigen und authentisch zu lehren, zugleich aber die Prinzipien der sittlichen Ordnung, die aus dem Wesen des Menschen selbst hervorgehen, autoritativ zu erklären und zu bestätigen"[2]).

Die Argumente, die Piegsa für das für seine Ausführungen grundlegende Vorurteil anführt, werfen nicht wenige Fragen auf. Sie überzeugen nicht.

● Als erstes Argument zieht er folgenden *Text aus der Pastoralkonstitution* des Zweiten Vatikanums heran: „Die Kirche hütet das bei ihr hinterlegte Wort Gottes, aus dem die Grundsätze (principia) der religiösen und sittlichen Ordnung gewonnen werden, wenn sie auch nicht immer zu allen einzelnen Fragen eine fertige Antwort hat."[3]) Es geht nicht an, in diesen Text die Hypothese der unwandelbaren Prinzipien und der wandelbaren Folgerungen hineinzuinterpretieren. Nach dem Text selbst hat die Kirche „nicht immer zu allen einzelnen Fragen eine fertige Antwort", also zu gewissen schon. Keineswegs stehen wir also auf dem Gebiet der konkreten Normen grundsätzlich immer im Bereich des Wandelbaren und keineswegs ist die Kompetenz des Lehramtes hier immer stark eingegrenzt. Auch andere Texte des Konzils, die von den principia reden, legen nicht die Unterscheidung in unwandelbare Prinzipien und wandelbare Anwendungen nahe.[4]).

● Piegsa zieht auch *Thomas von Aquin* für seine Ansicht heran. Dabei folgt er *Fr. Scholz* und dessen Behauptung vom „Strukturgesetz von der abnehmenden Treffsicherheit abgeleiteter, konkreter Weisungen".[5]) Die Meinung und die Thomasinterpretation von Scholz sind aber keineswegs allgemein angenommen. Zu denen, die ernste Kritik anmelden, gehört z. B. *R. Bruch.* In seiner Studie „Der Gewißheitsgrad der naturgesetzlichen Normen bei Thomas von Aquin", in der er sich nicht auf einen einzigen Thomastext, sondern auf seine gesamte diesbezügliche Lehre stützt, kommt Bruch zu ganz anderen Ergebnissen als Scholz.[6]) Thomas unterscheidet deutlich zwischen den aus den Obersätzen abgeleiteten negativen Normen (Verboten) und den positiven. Für erstere kennt er trotz ihrer Konkretheit keine Ausnahmen und keinen Wandel.[7])

● Nach Piegsa scheint auch *die Exegese* seine Auffassung zu bestätigen. Er beruft sich hier auf *H. Schürmann.*[8]) Gewiß gibt es nach Schürmann bei den neutestamentlichen sittlichen Forderungen die Möglichkeit, „daß bei manchen konkreten sittlichen Wertungen und Weisungen, die partikuläre Lebensbereiche betreffen, zeitbedingte Wert- und Sachurteile den ethischen Blick trüben bzw. relativieren".[9]) Piegsa erwähnt aber nicht, daß nach Schürmann das Neue Testament keineswegs alle konkreten sittlichen Weisungen mit dem Charakter der Zeitgebundenheit und Wandelbarkeit belegt. Schürmann schreibt: „Der vorstehende Überblick ermutigt also keineswegs zu dem verallgemeinernden Urteil, alle neutestamentlichen Wertungen und Weisungen, wenigstens die partikulären oder unter ihnen wenigstens die operativen Handlungsnormen bzw. konkreten Einzelanweisungen seien zeitbedingt."[10])

In der Frage, *ob die Ablehnung der Empfängnisverhütung mit der Offenbarung zu tun habe oder nicht,* schreibt Piegsa den beiden Autoren Ford und Grisez die „Feststellung" zu, „daß für die Ablehnung der Empfängnisverhütung kein Offenbarungsbezug nachzuweisen sei"[11]). Es ist unverständlich, wie diese beiden Autoren dem Verbot der Empfängnisverhütung nicht einmal einen Offenbarungs*bezug* zugestehen sollen, wo sie doch nicht nur einmal eine ganz andere Sprache reden. Es seien einige Texte angeführt, die der Behauptung von Piegsa direkt widersprechen. „Unsere Position ist folgende: Falls die Norm nicht in der Offenbarung enthalten ist, ist sie wenigstens mit ihr verbunden – als eine Wahrheit, die erforderlich ist, das Glaubensgut unverbrüchlich zu wahren und getreu auszulegen."[12]) „Christen gründen ihre moralischen Einsichten mehr auf die Betrachtung der ganzen göttlichen Offenbarung – enthalten in der Heiligen Schrift und in der konkreten Wirklichkeit des christlichen Lebens – als auf das wissenschaftlich exakte Lesen isolierter Texte."[13]) „Auch wenn die moralische Wahrheit, die man bei einem solchen Berufen auf die Heilige Schrift aufzeigte, nicht selbst offenbart ist, kann der Gebrauch der Heiligen Schrift, eine Lehre zu illustrieren, die eng mit der Offenbarung verbunden ist, nicht abwegig sein."[14]) „Was wir festhalten ist, daß ein Urteil, das durch eine solche Entwicklung erreicht wurde, sicherlich eng mit der Offenbarung verbunden ist, insofern es die Antwort ist, die erfordert wird, um das Glaubensgut der Offenbarung unverbrüchlich zu bewahren und getreu auszulegen."[15]) Ford und Grisez sind also weit davon entfernt, festzustellen, für die kirchliche Ablehnung der Empfängnisverhütung sei nicht einmal ein Offenbarungs*bezug* nachzuweisen, wie Piegsa ihnen unterschiebt.

Am Ende seiner Ausführungen beruft sich Piegsa auf das *Werk von John T. Noonan jr.,* Contraception. A History of its treatment by the catholic theologians and canonists, Cam-

bridge, Mass. 1966. Dieses Buch ist keineswegs über jede Kritik erhaben und allgemein als objektive Darstellung der Geschichte der Lehre über die Unsittlichkeit der Empfängnisverhütung anerkannt. Piegsa zeigt jedoch dem Werk gegenüber keine Vorbehalte.

Es sei noch auf *kleinere Unrichtigkeiten* hingewiesen, die jedoch nicht belanglos sind und den tatsächlichen Sinn von Zitaten verändern. Wo es z. B. bei Ford-Grisez heißt „eine Frage als unter diesen Umständen nicht die Mühe lohnend"[16]), sagt Piegsa nur „als nicht der Mühe lohnend"[17]). Dies ist nicht genau dasselbe. Wo A. Riedl schreibt „ohne damit bereits – zu einer Reflexion darüber bestand offensichtlich kein Anlaß – eine adäquate und exklusive Deutung zu geben"[18]), zitiert Piegsa diese Stelle auf diese Weise: „ohne eine adäquate und exklusive Deutung zu geben"[19]). Eine derartige Zitationsweise verstößt gegen die Forderungen exakter Wissenschaftlichkeit und führt zu inhaltlichen Verzerrungen.

Mit Bedauern ist festzustellen, daß die Studie von Piegsa eine wissenschaftlich präzise und von Vorurteilen freie Methode vermissen läßt.

1) Piegsa 36 f.
2) Erklärung über die Religionsfreiheit, Art. 14.
3) Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, Art. 33; Piegsa 37.
4) Pastoralkonstitution, Art. 63 und 79; Dekret über das Apostolat der Laien, Art. 6.
5) Piegsa 37.
6) R. Bruch, Der Gewißheitsgrad der naturgesetzlichen Normen bei Thomas von Aquin, in R. Bruch, Moralia varia. Lehrgeschichtliche Untersuchungen zu moraltheologischen Fragen, Düsseldorf, Patmos 1981, 131–140.
7) R. Bruch, a. a. O., 136. Vgl. R. Bruch, Intuition und Überlegung beim sittlichen Naturgesetz nach Thomas von Aquin, ebd. 121.
8) H. Schürman, Die Frage nach der Verbindlichkeit der neutestamentlichen Wertungen und Weisungen, in: J. Ratzinger, Prinzipien christlicher Moral, Einsiedeln, Johannes Verlag 1975, 9–39; Piegsa 37 f.
9) H. Schürmann, a. a. O., 35.
10) Ebd. 38.
11) Piegsa 38.
12) Ford-Grisez nach der deutschen Übersetzung von P. R. Haacke, 61.
13) Ebd. 62.
14) Ebd. 63.
15) Ebd. 67 f.
16) Ford-Grisez, a. a. O., 94.
17) Piegsa 34.
18) A. Riedl, Die kirchliche Lehrautorität in Fragen der Moral nach den Aussagen des Ersten Vatikanischen Konzils, Freiburg, Herder 1979, 363.
19) Piegsa 36.

PROF. DR. JOHANNES STÖHR

Die wesentliche Lehre der Kirche: verläßlich und praxisnah

Christus-Begegnung in den Sakramenten, hrsg. von H. Luthe, Weihbischof in Köln, Verlag Buzon & Bercker, Kevelaer 1981 (ISBN 3 766 9219 4), 696 Seiten.

Nach dem Bericht der Evangelien wollten viele Menschen Jesus, als er leibhaft unter uns weilte, berühren, weil eine Kraft von ihm ausging, die alle heil machte. Auch heute berührt uns Jesus durch die Kraft seiner Sakramente. Wir müssen die Sakramente wieder entdecken, um durch sie im Glauben Christus, dem Herrn zu begegnen.

Aus dieser Einsicht heraus ist das vorliegende Buch entstanden, eine Darstellung der katholischen Sakramentenlehre in Treue zur Überlieferung, jedoch ohne Ausweichen vor den Fragen, die in der Zeit nach dem II. Vatikanischen Konzil gestellt sind. Es enthält in praxisnaher Weise die wesentliche Lehre der Kirche, ohne Sondermeinungen oder ungesicherte Thesen vorzutragen, und wendet sich als Einführung an Leser ohne große Vorkenntnisse im theologischen Spezialvokabular. Namhafte Autoren haben daran mitgearbeitet (L. Scheffczyk, Dogmatiker in München; J. – H. Nicolas OP aus Fribourg; A. Ziegenaus, Augsburg; St. Horn SDS, Passau; V. Twomey SVD, Neuguinea; usw.). Die Beiträge sind in sich selbständig und jeder einzelne kann zur Vorbereitung der Gemeindekatechese und des Religionsunterrichtes dienen. Dennoch ergänzen sich die Beiträge gegenseitig und stehen in einem inneren Zusammenhang. Übersichtliche Stichworte am Rande sowie ein ausführliches Register erleichtern die Benutzung des Buches.

„Was an unserem Erlöser sichtbar war, ist eingegangen in die Sakramente" erklärt Leo der Große. Das vorliegende Buch ist ein wertvoller Beitrag dazu, daß das Verständnis für den inneren Sinn der oft nur äußerlich vollzogenen sakramentalen Handlungen bei vielen Gläubigen wieder wachsen kann.

*

Die beiden ersten wichtigen Beiträge des Sammelwerkes hat *Prof. Leo Scheffczyk* verfaßt: „Jesus Christus – Ursakrament der Erlösung"; „die Kirche – das Ganzsakrament Jesu Christi". In einer ebenso klaren wie tiefgründigen Weise legt er u. a. dar, welche Schwierigkeiten und welche Zugänge für ein Symbolverständnis in der modernen Welt bestehen – und wie Christus die Zusammenfassung des sichtbaren Mysteriums Gottes darstellt, wie seine Taten und Worte in Sakramenten weitergehen und die Einzelsakramente als Ausfaltungen des Ursakramentes zu verstehen sind. Die äußere Zeichenhaftigkeit und innere Gnade der Kirche als Ganzsakrament, ihr Leben in Christus im Hl. Geist und ihr Weltbezug werden in übersichtlicher Weise theologisch dargestellt. Die Tatsache, daß *die Kirche als Zeichen für alle auch eine Verpflichtung für alle* darstellt und ihr hoher Anspruch *in Christus begründet* ist, wird verständlich gemacht und nicht durch verwaschene Formulierungen relativiert. Auch wer nach den Heilsmöglichkeiten derjenigen fragt, die nicht der sichtbaren Kirche angehören – für viele ein dorniges Problem – findet in dem Beitrag eine gute Zusammenfassung der wesentlichen Glaubenslehre. Es wird deutlich, daß die Kirche nicht nur eine äußere Organisation zur Bewahrung und Verwaltung der Sakramente ist, nicht nur eine Dienst- oder Vermittlungsstelle, die der Mensch in einem äußerlichen Sinne braucht, sondern ein lebendiger Organismus, der es dem Einzelnen ermöglicht, sein Heil in der für ihn wesentlichen Dimension der Gemeinschaft zu verwirklichen. Die sieben Sakramente werden als Lebensvollzüge des Gesamtorganismus verständlich gemacht. Die einzelnen Sakramente werden als Ausformungen der das ganze Christusgeheimnis in sich tragenden Heilsgemeinschaft, und nicht mehr isoliert, etwa als rein private Veranstaltung für ein rein individuell verstandenes Seelenheil angesehen.

P. Kuhn, Referent beim Bischofsvikar für Glaubensfragen in Köln, erklärt in einem weiteren Beitrag die Sakramente der Kirche als siebenfältige Einheit. Dazu gehören z. B. ihre Einsetzung durch Christus und Ausspendung durch die Kirche, die Ausgrenzung der Siebenzahl, die Darstellung der Sakramente als Zeichen der Erlösung, welche die Erlösung auch bewirken, und in der Einheit von Wort und stofflichem Element zustande kommen. Sie sind grundsätzlich als Gnadengeschenke Gottes zu verstehen, kommen aber nur durch personalen, nicht mechanischen Vollzug zustande. Ferner gehört die unauslöschliche Prägung des Menschen durch Taufe, Firmung und Weihe zu dieser zusammenfassenden Darstellung der allgemeinen Sakramentenlehre.

Im Beitrag von *St. Horn* über Wesen und Wirkungen der christlichen Taufe wird vor allem auch die heute von manchen bestrittene Notwendigkeit der Kindertaufe in einer gerade dem heutigen Verständnis angemessenen Form vermittelt. Nur gegenüber der Endscheidungs-Hypothese in bezug auf

das Schicksal der vor der Taufe verstorbenen Kinder ist der Autor vielleicht etwas zu unkritisch.

In bezug auf das Sakrament der Firmung gibt *V. Twomey* auch eine Einführung in den geschichtlichen Hintergrund des Verständnisses. Das biblische Fundament der Riten wird ebenso deutlich gemacht, wie das neuere Verständnis nach dem II. Vatikanum.

Die Lehre der Kirche über die wirkliche Gegenwart Christi in der hl. Eucharistie ist durch verschiedene neuere Theorien verdunkelt worden. *J. H. Nicolas* macht ohne kompliziertes Problematisieren klar, daß die Theorien von der Transfinalisation zwar hilfreich sind, aber *unzureichend,* um die eucharistische Gegenwart zu erklären. Das Wesen der eucharistischen Verwandlung wird im Anschluß an Schrift und Tradition dargelegt, eine Verwandlung, die sich jenseits aller äußeren Erscheinungsformen vollzieht. Vor allem aber macht der Autor deutlich, inwiefern das Opfer Christi in der hl. Eucharistie zum Opfer der Kirche geworden ist, und welche Funktionen die Eucharistie im Leben der Kirche hat.

A. Ziegenaus ist durch seine dogmengeschichtlichen Arbeiten in besonderer Weise qualifiziert für die Behandlung der Sakramente der Buße und der Krankensalbung. Den konkreten Themen der Bußpraxis weicht er nicht aus und begründet die Notwendigkeit der Bekenntnispflicht, die Bedeutung der Andachtsbeichte und die Zusammengehörigkeit der Wege zur Sündenvergebung.

H. J. Jaschke, Rektor des Niels-Stensen-Kollegs in Münster, hat die Behandlung des Sakramentes der Weihe übernommen. Der Dienst in der Person Christi des Lehrers, Priesters und Hirten wird ebenso von der biblischen und patristischen Theologie wie von den Aussagen des II. Vatikanums her erhellt, welche letztere ja in manchen Handbuch-Veröffentlichungen noch unzureichend eingearbeitet sind.

Die *christliche Ehe* im Schnittpunkt des Natürlichen und Übernatürlichen behandelt J. H. Nicolas – gerade im Zusammenhang mit den neuesten Verlautbarungen unseres hl. Vaters ein hochaktuelles Thema.

Begrüßenswert ist es, daß auch die Stellung der *Sakramentalien* d. h. Segnungen, Weihen und Beschwörungen in der Kirche als wichtiger Lebensvollzug der Kirche nicht außer acht gelassen wird *(K. Bommes)*

*

Das Buch sollte in der Bibliothek keines Religionslehrers fehlen. Insbesondere für die Priester sollte es Grundlage der hochnotwendigen Unterrichtung in der Gemeinde-Katechese werden, damit sie – das meist völlig überbewertete Methodische fundierend – endlich auch den theologischen Inhalt klar und verläßlich vermittelt. Da es – in einer Zeit der „Einheits-Übersetzung" der Hl. Schrift, eines Einheits-Gebets- und Gesangbuches – befremdlicherweise keinen Einheitskatechismus gibt, kann dieses Buch seine Funktion insbesondere auch für viele Katechet(inn)en übernehmen.

P. DR. RHABAN HAACKE OSB

Ein zeitgeschichtlich wertvoller Kommentar zur Bischofssynode

Renate und Norbert Martin, *Brenn-Punkt Ehe und Familie, Berichte und Reflexionen eines Auditorenehepaares im Anschluß an die Römische Bischofssynode 1980, Vallendar-Schönstatt, Patris Verlag 1981, 272 S., DM 20,–.*

Dieser Synodenreport erschien Ende 1981, in ähnlich langem, nämlich ein Jahr langen Abstand von der im Oktober 1980 abgehaltenen Synode, wie das aktuelle Apostolische Schreiben ‚Familiaris Consortio', bezeugt aber in doppelter Bedeutsamkeit sowohl die freie Unabhängigkeit zu diesem wie die getreue Einmütigkeit und nahtlose Übereinstimmung mit ihm. Dem päpstlichen Schreiben könnte dieses Buch als sein wertvollster Kommentar angehängt werden; die kurz vorher erfolgte Veröffentlichung hat den Wert nicht etwa durch Auslassung von für nicht wichtig gehaltenen Akzenten vermindert. Über den interessanten Einblick in das für die Autoren unvergeßliche kostbare Stück Zeitgeschichte, nämlich die wahrgenommene Gemeinschaft der bischöflichen Synodalen mit den Auditoren, die zumeist Laien waren – eine nicht nur demonstrativ erlebte Einmütigkeit – hinaus gelang es, zugleich einen deutlichen Rückblick in die brisante Thematik uns zu schenken, der mit geschickter Pädagogik den Standpunkt der betroffenen Laien-Christen, zumal der sich des Heiligen Besitzes des Ehesakramentes bewußten, verständlich macht, was dem Seelsorger wichtiger und nützlicher als ein offizieller oder rein ethischer oder dogmatischer Traktat sein dürfte. Der Leser wird dankbar die praktischen „Anregungen für Gruppenarbeit" (220) und die zwölf „Themenkreise" (221) bemerken. Leider wird die Fülle von Literatur – 122 Nummern – undifferenziert angegeben; die Zurückhaltung, die eine Menge „Nieten" nicht erkennen läßt, erscheint uns nicht ganz richtig.

Der Reichtum an mutigen Erörterungen und aufgezeigten Wahrheiten läßt auch leichter die von den Gegnern so gern zugespitzte und als vordergründig abgewertete Frage nach dem Pillenverbot in maßvoller, aber bestimmter Form stellen. (Leider müssen wir uns auf diesen Aspekt beschränken). Ist es nicht doch zu schwarz gesehen, wenn es heißt (175) „... der Problemkreis Verantwortliche Elternschaft führt wie kein anderer Komplex der katholischen Lehre im Augenblick in Ländern westlicher Prägung zu einer unmerklichen aber tiefgreifenden Abwanderung von der Kirche." Historiker halten Slogans wie „die Kirche hat die Arbeiter verloren (bzw. die Jugend, die Frauen usw.)" für wenig real; man sollte die Entwicklung des vor 100 Jahren von Frankreich importierten Zweikindersystems bis zur heutigen Verhütungsmentalität und Kinderfeindlichkeit historisch aufarbeiten: die wenigen Kinder areligiöser Eltern, ohne Geschwistererziehung hilflos den Bravo- und Schulzeitungsredakteuren ausgesetzt, den Händen ratloser Eltern und Erzieher entglitten, wandern ab ... Hierzu sei ein Wort der in ihrem Optimismus wohl nicht zu übertreffenden Mutter Teresa aus Kalkutta zitiert, die als Auditorin teilnahm und uns hier als einer der entschiedensten Kämpfer gegen Abtreibung und Kontrazeption vorgestellt wird (178): „Solange in den westlichen Ländern die Haltung zum Kind und zur eigenen Fruchtbarkeit sich nicht grundlegend ändert, wird sich dort nichts zum besseren wandeln." Während die Bischöfe aus den Entwicklungsländern „mit Stolz berichteten, wie die Erkenntnisse über die Würde der Familie, der Frau, der menschlichen Fruchtbarkeit, zugleich mit der NFP auf breiter Basis vermittelt werden" (180), gilt für Deutschland: „Weder die theologischen Begründungen noch die psychisch-geistigen Voraussetzungen einer klaren Haltung für die Unantastbarkeit des Lebens, für die richtige Wertung der menschlichen Fruchtbarkeit, noch die biologischen Erkenntnisse über die verantwortliche Handhabung dieser Fruchtbarkeit sind in ausreichendem Maß auf breiter Basis und von Jugend auf gelehrt worden." (181)

Unter den zahlreichen, von Sachkenntnis und Sorge getragenen, an die berufenen Stellen gerichteten Wünschen möchten wir den auf S. 184 geäußerten kräftig unterstreichen: „Das hoffentlich bald erscheinende Schreiben des Papstes über Ehe und Familie könnte gerade ihnen (= der Initiative von unten, d. h. der christlichen Ehe und ihrem Apostolat an anderen Familien, momentan die wirksamste Hilfe) eine unschätzbare Stütze werden."

OXANA ANTIĆ

Die Wiedergeburt des Glaubens an Gott in der Sowjetunion

Eine ökumenische Initiative: „Christliches Funkseminar"

Es gibt Russen, die auf die Frage, wann die religiöse Wiedergeburt in der Sowjetunion begonnen hat, erwidern: „Bereits bei der Oktoberrevolution 1917". Es stimmt gewiß, daß die grausamen Religionsverfolgungen, die mit der Oktoberrevolution einsetzten, den Glauben nicht ausmerzen konnten, sondern mit Brachialgewalt die Religion lediglich aus dem äußeren Leben der Menschen verdrängten. Nach einer gewissen „Erholungspause", die den Kirchen zwischen dem Zweiten Weltkrieg und Anfang der sechziger Jahre gegönnt war, brachen die antireligiösen Kampagnen von Chruschtschew herein, während deren z. B. die Hälfte (etwa 10.000) aller russisch-orthodoxen Kirchen geschlossen und manche religiöse „Andersdenkende" in psychiatrische Kliniken eingewiesen wurden. Chruschtschew glaubte nach seinen Äußerungen noch daran, daß der Glaube an Gott in der Sowjetunion total verschwinden werde und setzte sogar als Datum den Anfang der achtziger Jahre fest.

*

Doch die Religion verschwand nicht. Ganz im Gegenteil. Trotz all der Maßnahmen des Staates, der seit Chruschtschews Sturz zwar von radikalen antireligiösen Maßnahmen wie Kirchenmassenschließungen absieht, jedoch ständig vielerlei Formen der Religionsunterdrückung durchführt und atheistische Propaganda immer noch weiterentwickelt, kann man *seit etwa 20 Jahren* ein Phänomen in der Sowjetunion beobachten, das als *religiöse Wiedergeburt oder religiöse Erneuerung* bezeichnet wird. Massen von Sowjetbürgern – atheistisch erzogen und Kinder von Atheisten – wenden sich zu Gott, besuchen Gottesdienste, lassen sich taufen. *Besonders großen Anteil daran trägt die Jugend.*

Die religiöse Wiedergeburt findet auf vielfältigste Weise ihren Ausdruck in illegalen Publikationen, die in der Sowjetunion verbreitet werden und später in den Westen gelangen. Diese Publikationen, genannt *Samisdat,* spiegeln die ganze Palette des neuerwachten religiösen Empfindens wider. Besonderen Platz nehmen zahlreiche Sammlungen von Aufsätzen russisch-orthodoxer Gläubiger ein, wie z. B. *Feniks 61* und *Feniks 66,* beide von dem orthodoxen Christen Juri Galanskow zusammengestellt, und die im Westen 1975 veröffentlichte Sammlung von Aufsätzen von Solshenizyn und anderen unter dem Namen „Iz pod glyb".

Auch die sowjetische Presse dokumentiert diesen Prozeß – selbstverständlich versehen mit einem Minuszeichen. Noch vor wenigen Jahren war in Artikeln über die Religion und den Atheismus ständig die Rede davon, daß die Religion als „Überbleibsel der Vergangenheit" zum völligen Verschwinden verurteilt sei und daß man diesen Prozeß lediglich beschleunigen müsse. Heute haben sich die Parolen radikal geändert. Im Großteil der Veröffentlichungen, die sich mit den Problemen des Atheismus befassen, klingt ernste Sorge der Partei über die Situation des Atheismus und Enttäuschung mit den bisher erreichten Resultaten auf dem Gebiete der Indoktrinierung der Bevölkerung durch. Einige Ende des vergangenen Jahres veröffentlichte Artikel beleuchten besonders klar die Situation und sollen als Beispiele für viele andere Aufsätze dieser Art dienen.

Die in Estland in russischer Sprache erscheinende Zeitung „Molodesch Estonii" (Die Jugend Estlands) warnt eindringlich vor der Vorstellung, die noch kürzlich gültig war. In einem am 4. Dezember 1981 veröffentlichten Artikel stellt der Autor, ein

Ideologe des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Estlands fest, daß es „so manche gibt", die der Meinung sind, die Religion sei eine absterbende Erscheinung und deshalb brauche man sich mit atheistischer Erziehung nicht zu befassen. Nach dieser Meinung seien heutzutage nur ältere Leute im Banne religiöser Vorstellungen, während die Jugend sich an die materialistische Weltanschauung hält. Offenbar teilt der Verfasser des Artikels diese Meinung nicht, denn er verlangt energisch „beständige erzieherische Arbeit zur Formierung des neuen Menschen, der von allem Aberglauben, besonders aber von religiösen Vorstellungen, frei sein soll. Die Parteizeitung „Iswestija" sah sich gezwungen, in einem ausführlichen Artikel, der am 9. Oktober 1981 veröffentlicht wurde, die religiöse Wiedergeburt beim Namen zu nennen. Der Autor des Artikels, ein Kandidat der philosophischen Wissenschaften, schreibt offen: „einerseits sind wir tatsächlich mit einem Anwachsen des Interesses an Religion und Kirche konfrontiert", erklärt das jedoch mit einem „natürlichen Verlangen" der Menschen, „die Rolle der Kirche in der Geschichte der geistigen und kulturellen Entwicklung der Völker zu verstehen". Mit offensichtlicher Sorge gibt er zu, daß „gar nicht so wenige Menschen in verschiedenen Formen dem religiösen Glauben huldigen": in orthodoxen und anderen Kirchen, besonders aber bei den Baptisten, Adventisten und Pfingstchristen kann man auch junge Leute sehen. Es sei „modisch" geworden, sich trauen zu lassen, Kinder zu taufen und Kreuze am Halse zu tragen. Der Philosoph stellt die provokative Frage: „Wovon zeugen diese Tatsachen, etwa von religiöser Wiedergeburt?" Er antwortet selbstverständlich mit einem „Nein" und erläutert, daß der Prozeß der Überwindung der Religion in der sozialistischen Gesellschaft nicht gradlinig, sondern kompliziert und widersprüchlich verläuft.

*

Vor etwa zwei Jahren hat sich die sowjetische Führung entschlossen, *Verfolgungen aktiver Gläubiger drastisch zu verschärfen.* Die religiöse Wiedergeburt in der Sowjetunion brachte geistige Führer hervor, Menschen, die sozusagen mit ihrem Leben diesen Prozeß dokumentieren. Nur einige wenige können hier genannt werden. Eine der zweifelsohne ungewöhnlichsten Erscheinungen unter ihnen ist der russisch-orthodoxe *Pfarrer Dmitri Dudko,* der eine besondere Anziehungskraft auf die Jugend ausübte. Tausende und Abertausende ließen sich von ihm taufen, Hunderte strömten zu seinen geistlichen Gesprächen in die Kirche. Er wurde festgenommen und legte nach 6 Monaten vor dem sowjetischen Fernsehen ein „Reuegeständnis" ab. Seitdem wurde es still um ihn.

Ein anderer russisch-orthodoxer Pfarrer, *Gleb Jakunin,* gründete im Dezember 1976 das „Christliche Komitee zum Schutz der Rechte der Gläubigen". Das Komitee veröffentlichte zahlreiche Dokumente, darunter richtungsweisende Aufsätze von Pfarrer Jakunin über die Lage der russisch-orthodoxen Kirche. Im August 1980 wurde er zu einer mehrjährigen Lagerhaft und anschließender innerer Verbannung verurteilt. Der junge *Aleksandr Ogorodnikow,* der zusammen mit seinem Freund *Wladimir Poresch,* das „Christliche Seminar über Probleme des religiösen Wiedererwachens" organisierte, wurde ebenfalls verhaftet und in zwei Prozessen zu mehreren Jahren Arbeitslager und anschließender Verbannung verurteilt. Wladimir Poresch und andere Mitglieder des Seminars sind ebenfalls verhaftet und verurteilt worden. Die Seminare, an denen besonders jugendliche Mitglieder teilnahmen, breiteten sich von Moskau nach Leningrad und Smolensk aus. Einige Dutzend junger Leute trafen sich in Privatwohnungen, um religiöse und philosophische Probleme zu diskutieren. Heute sind die führenden Mitglieder in Haft, etwa 30 Teilnehmer dieser Kreise wurden Verhören und Hausdurchsuchungen unterzogen.

Die religiöse Wiedergeburt erfaßte nicht nur die russisch-orthodoxe, sondern alle Glaubensgemeinschaften in der Sowjetunion. Ganz besonders tätig waren in den vergangenen Jahren des, wenn auch sehr begrenzten, „Tauwetters" die Reform-Baptisten (Iniziatiwniki), die Adventisten des Siebten Tages und die Pfingstchristen. Sie schufen Organisationen, die ihre religiösen und staatsbürgerlichen Rechte und Interessen vertreten sollten. Heute sind die besonders aktiven Mitglieder dieser Organisationen fast ausnahmslos in Haft.

Nachdem sich die religiöse Wiedergeburt profilieren konnte, verspricht sich die sowjetische Führung nunmehr eine bedeutende Schwächung dieser Bewegung durch die Inhaftierung ihrer geistigen Träger. Doch hat das Interesse der Sowjetbürger an der Religion Massencharakter angenommen und da dieses Interesse, wie man Grund hat anzunehmen, durch eine *tiefgreifende Erosion der metaphysischen Lehre des Marxismus* ausgelöst wurde, erscheint es kaum möglich, diese Situation von Grund auf im Sinne sowjetischer Führung zu ändern. Die Suchenden in der Sowjetunion werden weitersuchen, und es ist die Aufgabe westlicher Christen, sie dabei zu unterstützen. Es gibt bereits einige Aktionen in dieser Richtung, von denen eine um besondere Aufmerksamkeit der Leser bittet.

*

In München entstand 1979 eine ökumenische Gruppe aus Katholiken, Orthodoxen und Lutheranern, das „Christliche Funkseminar". Es produziert und verschickt Cassetten mit russisch-orthodoxen liturgischen Gesängen, Erläuterungen dazu, Predigten, Weihnachts- und Ostergesänge, Morgen- und Abendgebet, Gogol's: Betrachtungen über die göttliche Liturgie u. a. Das „Christliche Funkseminar" gibt seine Cassetten an „La Voix de l'Orthodoxie", eine in Paris tätige Rundfundkstation für ihre Radiosendungen weiter und erhält wiederum bereits gesendetes Material von „Voix de l'Orthodoxie" zur Vervielfältigung auf Cassetten.

Noch enger arbeitet es mit dem Foyer Oriental Chrétien, Brüssel, zusammen, das über Radio Monte Carlo russische religiöse Sendungen ausstrahlt.

Das Christliche Funkseminar besteht aus einem z. Zt. dreiköpfigen Vorstand.

Außer den aktiven Mitgliedern hat der Verein einen größeren Kreis von fördernden Mitgliedern und Spendern, die durch Tätigkeits- und Rechenschaftsberichte laufend informiert werden und sich u. a. durch Anregungen und Vermittlung weiterer Kontakte an seiner Arbeit beteiligen.

Der russische Kammerchor unter der Leitung von Viktor Dreving – bekannt durch zahlreiche Konzerte auch in katholischen und evangelischen Kirchen – hat sich für den musikalischen Teil des Programms unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Auch alle Autoren arbeiten ohne Honorar.

Für 1982/83 sind geplant: Der volle Text des Johannesevangeliums, Katechesen für Eltern und Kinder – Gebete für Schwerkranke – zahllose Christen müssen in der SU ohne geistlichen Beistand sterben –, eine Serie: Religion und Naturwissenschaft – zur geistigen Überwindung des materialistischen Weltbildes.

Das Christliche Funkseminar bittet um Unterstützung für seine Arbeit. Diese ist als gemeinnützige anerkannt; alle Spenden sind daher steuerabzugsfähig.

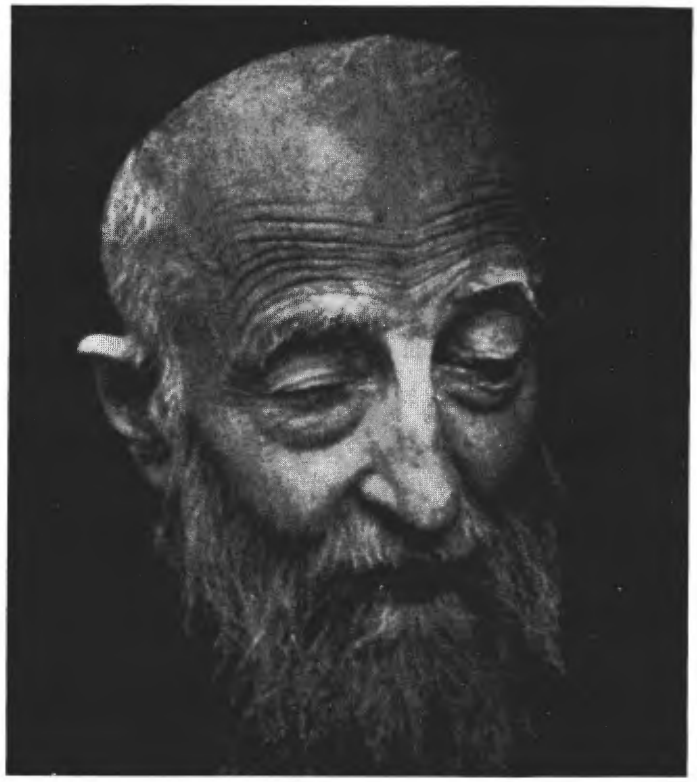
Die Anschrift:
Christliches Funkseminar e. V.
8000 München 86 – Postfach 86 02 26

Die Bankverbindungen:
Postscheckamt München, Kto.-Nr. 1693 13-803
Commerzbank AG München, Kto.-Nr. 37 28862

WILHELM SCHAMONI

Sel. Leopold von Castelnuovo

* 12. V. 1866 zu Castelnuovo, † 30. VII. 1942 zu Padua



Leopold Mandić von Castelnuovo (heute Hercegnovi), einer dalmatischen Hafenstadt, welche die Venezianer den Türken entrissen hatten, trat 1884 bei den Kapuzinern ein. Seine Lebensaufgabe hatte er darin gesehen, an der Wiedervereinigung mit den Ostkirchen zu arbeiten. Aber Gott hat ihn zu einem charismatischen Beichtvater und Seelenführer gemacht. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens wirkte er in der Universitätsstadt Padua. Er verbrachte täglich viele, viele Stunden als ein Gnade und Segen spendendes Werkzeug der Barmherzigkeit Gottes im Beichtstuhl. Da der Bischöfliche Informativprozeß zur Seligsprechung schon 1946 eingeleitet wurde, gibt es über ihn eine einzigartige Fülle beschworener Aussagen über sein Lesen in den Herzen. Als ihn einmal ein Beichtkind fragte, wie die Heiligen Zukünftiges voraussagen könnten, gab er folgende schöne Antwort, die auch ein *gutes Licht wirft auf das menschliche Wissen des vorösterlichen Christus* wie auch auf das Wissen der seligen Himmelsbewohner über ihre Brüder und Schwestern auf Erden[1]): „Das ist eine sehr einfache Sache. Nehmen wir an, daß wir uns am Fuße eines sehr hohen Berges befinden. Können wir sehen, was auf der anderen Seite des Berges liegt? Nein, der Berg hindert uns daran. Steigen wir aber die steile Höhe hinauf, weitet sich unser Blick immer mehr. Auf dem Gipfel sehen wir auch, was jenseits des Berges liegt. Der Berg ist die Vollkommenheit, ist Gott. Je höher wir steigen, um so mehr neue Dinge entdeckt unser Ausblick. Haben wir durch die Vereinigung mit Gott den Gipfel erreicht, bleibt unseren Augen nichts mehr verborgen. Das ist aber der Vorzug heiliger Seelen. Wir arme Sünder müssen zufrieden sein, wenn Gott uns Barmherzigkeit schenkt."

[1]) *Peter Bernardi, Pater Leopold von Castelnovo, Anwalt der göttlichen Barmherzigkeit, München, Paderborn, Wien 1962, S. 221.*

NB.: Die gewöhnliche Schreibweise ist Castelnuovo. Soll man sich dem Biographen anpassen?

Diese Beilage der „Offerten-Zeitung" kann von Interessenten zusammen mit dieser bezogen werden. Das Jahresabonnement der „Offerten-Zeitung" beträgt einschließlich Porto DM 12.- Bestellungen werden erbeten an den Verlag Josef Kral, Postfach 1180, 8423 Abensberg. – Postscheckkonto München 58 156-804, Raiffeisenbank Abensberg Kto.-Nr. 201200.